

Die
S C H E W E T Z.

Von
Carl Marchese von Grosse.



Prange del.

Liebe sc.

Ersten Bandes zweyter Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

Die

3. C. H. W. T. A.

Die 1. Nov. 1822. Von

Carl Meyerhans von Giesse



Erben Bachs zweyter Theil

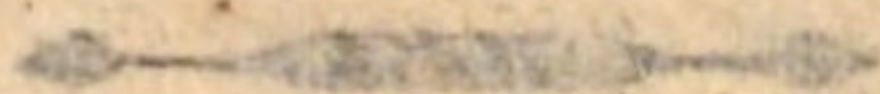
Halt 1822

In der Handlung

Die Schweiz.

Ersten Bandes zweyter Theil:

Die Schweiß



Ersten Bandes zweyter Theil.



V o r r e d e.

Zu diesem Theile habe ich allein die Erinnerung hinzuzufügen, daß man nie dabey vergeffen möge: das ganze Werk solle eine möglichst vollständige *Uebersicht* seyn. Es kostet mir mehr Mühe, einen großen Reichthum zweckmäßig zusammenzudrängen, als wenig Data durch Râsonnement auseinanderzuspinnen. Es hätte mir nicht an viel

weidläuftigeren Erörterungen, besonders in Hinsicht auf Erziehungsanstalten und Fabrikfachen fehlen können, wenn ich den ganzen Umfang aller gemachten Beobachtungen hätte benutzen können. Ich sehe dies Werk aber nur als ein Taschenbuch an, um mit Nutzem in feiner Aufmerksamkeit, und in seinen Untersuchungen sich leiten zu lassen.

Zu diesem Theile habe ich allein die Erinnerung ~~habe ich allein~~ das man nie dabei vergessen mag: das ganze Werk solle eine möglichst vollständige Uebersicht seyn. Es kostet mir mehr Mühe, einen großen Reichtum zweckmäßig zusammenzubringen, als wenig. Dies durch Raisonement auseinanderzusetzen. Es hätte mir nicht so viel gekostet, wenn ich nur ein wenig weit-

Sieben-

Siebentes Kapitel.

Natürlicher Charakter der Schweizer.

Wenn es wahr ist, daß die wenigsten Reisenden ihrer Vorurtheile sich so weit entledigt haben, in den Gegenständen des besuchten Landes nicht immer ihr Vaterland wiederzufinden, so tritt bey den Beobachtungen über den Charakter des fremden Volkes meistens gerade das Gegentheil ein. Hier findet man niemals, was man gerne haben möchte. Man geht allem Guten vorbey, an das man sich nicht vorher gewöhnt hat; und der Maassstab des Unangenehmen ist zugleich der des Absolutbösen. Der Deutsche sucht unter jedem Volke nur die Treuherzigkeit seiner Landsleute; der Engländer seine Geradheit; der Franzose seine Geschliffenheit. Welche Quelle einer endlosen Menge verschiedener Urtheile; ungerechnet selbst die Ent-

stehung derselben aus individuellen persönlichen Vormeynungen!

Im Nationalgeschmack liegt noch ein anderer Grund dieser Mannichfaltigkeit. Ohne auf dem Ganzen eines Landes lange genug zu ruhen, scheint er immer nur von einem kleinen Punkte sich fesseln und befriedigen zu lassen. Diesen eignet er sich entweder ganz zu, oder verliert sich gänzlich in ihm. Irgend eine Hauptstadt mit irgend einer Gattung des gesellschaftlichen Tones, der Reiz einer Gegend, der Zauber einer Kunst, und oft noch weit individuellere Umstände, welche in seine Begierden und sein Fassungsvermögen besonders eingreifen, halten ihn fest, und alle nachbarlichen Erkenntnisse scheinen ihm nur in Rücksicht eines Zusammenhanges mit diesen, einiger Beobachtung werth. Ohne auf besondere Reisezwecke zu sehen, da ich hier nur den philosophischen Weltbürger meyne, ist daher sein Urtheil schwankend und unsicher. Der Charakter wird nach seinen Erfahrungen, die gesellschaftlichen Verhältnisse nach seiner Erziehung, die Art der Auf-

Aufklärung nach dem Maafs *seiner* Erkenntnisse gezeichnet.

In der Schweiz treten zu diesen Umständen, welche eine Beobachtung und Aufzeichnung des Nationalcharakters allgemein erschweren, noch einige besondere Hindernisse hinzu; der Ruf des Landes in der Fremde, der manchen nur auf die Schönheit seines Aeufseren vorbereitet und aufmerksam macht, die Einfalt der Lebensart, die, mit sich selbst vollkommen zufrieden, einem Fremden um so weniger zu gefallen sucht, die natürliche Verschlossenheit eines stillen heiteren Gemüthes, und selbst der zunehmende Ueberlauf von Reisenden, der mit jeder neuen traurigen Erfahrung, den eigentlichen, noch unangesteckten Nationalcharakter vom allgemeinen Umgange, und folglich der ersten Beobachtung immer weiter wegrückt. Die jedem Besuch offenen Häuser haben selten Spuren noch einer einzigen Volkseigenheit, sondern kleiden sich, den Umständen gemäfs, in die Tracht ihrer Nachbarn und Besuchenden; jemehr die letzteren sie überlaufen, desto dringender fodert es der gute Ton, aus de-

nen Gesellschaften, wovon der Reisende izt nur Belehrung erwartet, gerade alle ersteren Gegenstände derselben zu entfernen. Und wenn nicht ein gutes Glück ihn in die engeren Kreise der Nationalittlichkeit führt, so geht unter dem Gedränge des Vergnügens jeder Anlaß sie zu bemerken verlohren.

Die kleinen Kantone, wo das Gepräge des Landes sich noch am festesten und deutlichsten erhalten hat, werden überdem am wenigsten und kürzesten besucht. Man eilt nur durch die deutsche Schweiz der französischen zu. Die Gebirge, wo unter einem kalten Himmel und im glücklichen Schooße der Einfachheit ein scharfgezeichneter, aufdringender Volksgeist wohnt, sind schwer zu erklettern, und gewähren dem matten Wohlüstling nur einen geringen Genuß. Selten aber findet sich die feine Sinnlichkeit, welche sich bey den Schattirungen der gesellschaftlichen Menschheit mit Freude und nützlich verweilt, anders als in geschwächten und bequemen Körpern. Die hohen Eisklüfte haben eine Pracht, welche nur blendet, eine Gröfse, welche nur in Schrecken setzt. Bloß
in

In einer weniger lästigen Ferne werden sie daher von dem grœßten Haufen der Reisenden belauscht, angestaunt und verlieren im Taumel der konventionellen Ueppigkeit anderer Schweizerprovinzen die ganze Stärke ihres Eindruckes bald. Eine andere Quelle der Einseitigkeit. Man hat folglich entweder gar nichts gesehen, oder man wirft alle Züge in eine einzige Klasse, ohne auf die Verschiedenheit der Provinzen, ihres Bodens und Anbaues, ihrer Schicksale und Staatsverfassung eine weitere Rücksicht zu nehmen. Wenige Gemälde trennen die Sitten so, wie die Natur und ihre Art, die Provinzen zu sondern; man scheidet sie entweder zu scharf von einander, oder die Schranken derselben laufen wieder zu verschliffen und zu flüßig zusammen. Ich schmeichle mir nicht, mein itziger Versuch über den Nationalcharakter der Schweizer sey von allen, selbst auch von den grœßten Fehlern, ganz frey geblieben; aber ich habe wenigstens mich von ihnen soviel als nur mœglich loszumachen gesucht.

Das Auszeichnende des schweizerischen Körperbaues, besteht in einer gedrun-
genen
vigten

vigten Kraft, welche in den Gebirgsgegenden besonders zu Hanse ist. Die einfache Nahrung, die Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe, selbst der schnelle Wechsel von Witterung und Wind drücken dem Körper ein besonders regsamcs Leben ein. Tiefer herab in den Thalern wird er durch Fruchtbarkeit stärker genährt, mehr verwöhnt, und nimmt eine feuchtere Fettigkeit an. Man findet daher im Ganzen die Gebirgsgegenden und die höheren Thäler von den schönsten Mannsgestalten, die tieferen und milderen Flächen hingegen von mehr weiblicher Schönheit bevölkert. Iene kleidet der Eindruck einer härteren Luft und des Wechsels der Einflüsse, da diese hingegen in einer durchaus gleichen Temperatur sich am besten befindet. Iene verschaffen sich in der ausdrocknenden Bergluft, die rüstige, muskulöse Stärke des schönen Männlichen, indess der weibliche Umriss durch die verstärkte Ernährung und Befeuchtung der Ebenen an Rundung und zarter Glätte gewinnt.

Mehrere Provinzen besitzen hervorste-
chend schöne männliche Gestalten. Der
größte

größte Theil der Bewohner von Wallis, (wo die Kröpfe sie nicht entstellen), hat eine nervigte Form, und die Weiber ein angenehmes Verhältniß der Glieder, oft eine zarte Haut und vortrefliche Augen. Aber jenseits der Gebirge vorzüglich, zieht sich die Wohlgestalt der Anwohner strichweise fort.

So finden sich beynahe die schönsten Mannspersonen der Schweiz im Haslithal, wo noch ihre vortheilhafte Meynung an sich selbst das Tragen und das Hervorstechende ihres Körpers veredelt. Sie scheinen von ihr einen gewissen Anstand und eine Bildung zu empfangen, welche die anderen schweizerischen Landleute vermissen lassen, und diese Kultur im Feineren der Schöenheit gleicht die Eindrücke der Verzärtelung in diesem milden fruchtbaren Thalstriche aus. Sie entspringt zum Theil aus einer Art Stolzes, mit welchen sie sich höher, als die übrigen bernischen Einwohner schätzen; sich von einem ganz andern Ursprunge, als diese, halten, und einer alten Ballade, welche ihn von einer Kolonie hieher verschlagener schwedischer Edelleute ableitet, zutraulich glauben. Die Weiber da-

gegen

gegen sind hier weniger anziehend, und werden noch durch die, dieser Gegend ganz eigene, hässliche Tracht unkenntlich verstellt.

Das Waatland hat im Ganzen schöne Formen, doch wieder von einer ganz andern Gattung, als die Gebirgsgegenden besitzen. Diese sind mit den Reizen der Unschuld und einer reinen Kunstlosigkeit, jene von dem feineren Zauber der inneren Bildung und geläuterten Sinnlichkeit bezeichnet, welche mit der Annäherung zur französischen Grenze zunehmen. Vevay ernährt noch nicht den unaussprechlich hinreißenden Ausdruck und das Mienenspiel der Genferinnen, und die Berner Züge veredeln sich fast mit jedem Schritte in die französische Schweiz hinein.

Die Gesichtshaltung und Mienen der Unschuld sind allenthalben sich gleich, wenn sie aber erst aus dem Naturstande zum gesellschaftlichen Gepräge übergehen, und an den Bezeichnungen verstärkter Gefühle und gereinigter Vorstellungen Antheil nehmen, so gehen sie unendlich verschiedenartig von einander

der

der ab. Eine zufällige Ideenkombination bestimmt daher über die grössere oder geringere Anmuth dieses geistigeren Zusammenhanges im Antlitze.

Manche Gegenden haben, auch ausserhalb der schädlichen Wirkung übertriebener Sittenverfeinerung, auf den Reiz der Bildung einen nachtheiligen Einfluss. Einige Städte, wie selbst Bern, besitzen zwar Mädchen von Frischeheit und Leben im Gesichte, aber mehr untersetzte Fülle, als die reizenden Wellenlinien, den bescheidenen Ausdruck, die geistvolle Harmonie der griechischen Grazie; indess in andern, wie in Genf, bey mehr Blässe und kränklicher Bleichheit jener Gesichtsausdruck der herrschende ist, der dem idealischen wirklich nicht fern bleibt. Niemals habe ich in Kindergesichten mehr Charakter und ein mehr von innen herausgetriebene, bedeutendere Zeichnung gesehen, als in der letzteren Stadt.

Man kann indess im Ganzen die Regel annehmen: Je höher hinauf in die Gebirge, desto feiner die Bildung. Hiervon ist der
Jura

Iura ein Beweis, wo die Formen sich immer mehr aus der gestaltlosen Ueppigkeit im Gliederbaue der schwäbischen und badenschen Mädchens zu einer fesselnden Harmonie auseinander wickeln, je reiner die Bergluft mit der zunehmenden Höhe der Wohnungen wird.

Die Abhängigkeit vom Klima ungeachtet, hat in der Schweiz fast jeder kleine Landstrich, jeder Kanton, eine eigene Nationalphysionomie, eine Miene, welche sich auf den Zusammenhang des Charakters mit der individuellen Lebensart, dem Gefühle von Freyheit oder Druck, und selbst den herrschenden politischen Ideen sich beziehet. So wie es unleugbar (nemlich unter dem noch weniger gebildeten Volkshaufen, wovon hier die Rede allein ist), eine verschiedene Religionsphysionomie giebt, und der geborene Protestant von dem geborenen Katholiken sich in deutlichen Zügen sehr bald unterscheidbar absondert, so haben die verschiedenen Regierungen auch ihre eigenen körperlichen Gestalten. Eine Offenheit im Auge und der Stirne, eine Freyheit in der ganzen Hal-

Haltung des Gesichtes deuten, wie der scheue, verzogene Blick, sehr bald die Art der politischen Gemüthsstimmung an, und setzen zwischen sehr nahen Grenznachbarn oft ungemein beträchtliche Zwischenräume fest. Der individuelle Nationalcharakter, die Gemüthsart eines Volkes bildet sich eine ihnen eigenthümliche Hülle, die, mit dem Geiste und der Art von Aufklärung verbunden, das ganze Gepräge feststellt. Diesen Grundsatz wird man sehr bald bestätigt finden, wenn man die Eingeborenen vollkommener Demokratien oder gemäßigter Aristokratien mit den Unterthanen oligarchischer Staatsverfassungen vergleicht. Bern und Freyburg trennen sich schon an den Grenzen durch diese feinen Schatten. Auch geben die strengen katholischen Kantone ein anderes Aeussere, als die protestantischen.

Der ganze Zusammenhang des *Nationalgeistes* endlich, von welchem alle Gesichtsform der Ausdruck ist, bestimmt sich immer nach der Natur des Landes in seinen Grundzügen. Die Geschichte kann nachmals darin wenig mehr abändern, als die feinen Tinten hinein-

bringen, und alle ihr gehöri gen Eigenheiten scheinen nur Aufmunterungen zu seyn, der Natur des Bodens treu zu verbleiben.

In der Reinheit der Luft, und daher zum Theil in der Höhe des Landes liegt die Quelle aller Volksgefundheit. Wo der Athem des Himmels den Einwohner auf der einen Seite immer wieder erfrischt, und auf der andern ihm Luft und Kräfte zur Arbeit und zur Bebauung seines Bodens einfließt, ist Gesundheit und Munterkeit immer zu Hause, die Kräfte wachsen zu einer angemessenen Höhe, und statten den Sinn mit einer lebenswürdigen Unbefangenheit und Unbekümmerniß aus, welche auch jenem Aeufseren einen so hinreißenden Reiz gewährt.

Diese Offenheit und Freymüthigkeit, welche in dem Gefühl der Kräfte ihren Grund hat, scheint des merkwürdigen Schweizercharakter erster Nationalzug zu seyn. Er drückt sich mit Freyheit in allen Wendungen des Geistes aus; er bekümmert sich weder um Verhältnisse noch Umstände; jeder ist ihm gleich, und ungedrückt von den Vorurtheilen

len des Anstandes geht er seinen eigenen natürlichen Gang. Dieser Zug einer freyen Eröffnung im Charakter bezeichnet, wenn er in einem Volke allgemein statt findet, am ersten und auffallendsten das weibliche Geschlecht.

Die Mädchen sind es daher in der Schweiz besonders, welche die fröhliche Offenheit haben, die nichts Unanständiges ahndet. Den ermüdeten Reisenden lächelt oft ein freundlicher lockender Blick, unter einem leichten Strohhute hervor, wieder munter; man wird frey von ihnen angeredet, und vergißt unter einem lebenswürdigen Scherzen sehr bald das Eigenthümliche ihres Geschlechts. Dieser Ton der Bewohner veredelt noch die heitere Pracht einer Gegend. Wer es nie fühlte, welchen hinreißenden allmächtigen Reiz dem weiblichen Geschlechte die Natur in ihrer vollsten Ausdehnung giebt, kennt einen Hauptvorzug von Helvetien nicht, welcher den Reisenden sogleich beym Eintritte in dies Land herzlich willkommen heißt. Die fröhlichen Mädchen, die zugleich mit ihm in die Städte ziehen, ihn in ihre Scherze unbefan-

Befangen verwickeln, keine Gefahr kennen, und Unschuld schätzen, weil sie ihre Bedeutung nicht wissen, machen mit den steifen lächerlich verschämten Töchtern Teuts einen seltsamen Kontrast. Die Stædte haben indess wenig von dieser Zwanglosigkeit mehr, weil hier sie das Geschlecht offenbar Angriffen bloß geben müßte. Aber wenn das Kultur des Weibes heißt, seine Tugend hinter einem possierlichen Gemische alberner Sprædigkeit und ekelhafter Aufmunterung zu verbergen, so haben wir sie zu verwünschen Ursach, weil sie uns den treulichsten Genuß eines heiteren unbefangenen Lebens entzog, allen Reiz des Gedankenwechsels und Umgangs verbannte, und dem Manne eine wahre Aufheiterung raubte, die ihm kein künstliches Einschiebzel des Luxus nun wieder ersetzen kann.

Der Hauptgrund dieser Offenheit ist der Frohsinn, welcher dem bedürfnislosen oder bedürfnisbefriedigenden Zustande der Schweizerbauern allgemein anhængt. Soviel sie zur Lebensunterhaltung nothwendig haben, giebt die Natur neben ihnen immer her, und die
ihre

ihre gewöhnt sich an alles. Ein jeder ist Herr in seinem Hause, und keiner sorgt für den Anstand des Ceremoniels. Er glaubt einen jeden, der sich ihm nähert, seiner Freuden empfänglich, und theilt sie so ganz von Herzen mit ihm. Jeder hat ein Recht auf seinen Genuß, den er sich ohne Mühe erwirbt, und den er daher ohne Gefühl einer Aufopferung ihm darbieten kann.

Ohne mit dem Anlasse und der Natur ihres Landes bekannt zu seyn, würde man über die Mäßigkeit erstaunen müssen, welche ihnen die Nahrungsmittel, wie die Art ihrer Vergnügungen zubereitet. Es ist natürlich nur immer von denen Gegenden die Rede, welche ein verstärkter Verkehr noch nicht mit allen anderen Befriedigungen des Geschmacks versiehet; und in diesen giebt es manche Distrikte, welche sich allein vom Ertrage ihrer Heerden ernähren. Das Hauptnahrungsmittel der Thalleute von Urseren ist eine Art von dürrer Käse, den sie anstatt des Brodes essen; die andere fettere Art, welche sie noch außerdem machen, verkaufen sie mehrentheils. Murmelthier und Gemsen-

fleisch macht einen Theil ihrer Leckerbissen. Viele Gegenden von Wallis kennen kein Brod, manche andere nur ein Gebäcksel von Hafer. Der menschliche Körper wird aber mit allen Nahrungsmitteln Freund, und verschafft sich eine Nahrung aus allem, was ihn umgiebt.

Dafs diese Mäßigkeit der Aelpler aber lediglich eine Tugend der Nothwendigkeit sey, erhellt aus der Leichtigkeit, mit der man sie übertritt. Wenn sie einmal, bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit mit den Thal-leuten zusammen kommen, so genießen sie kannenweise den Wein. Gewöhnlich ist immer in jeder solchen Gegend irgend ein Tag zu einem solchen Saufgelage bestimmt, und sie scheinen ihre ausschweifende Munterkeit nur bis auf diesen Zeitpunkt zu versparen. Es ist unglaublich aber gewifs, dafs im Haslithale jährlich für 40000 Gulden Wein aus dem Waatlande getrunken wird, das daselbst vortreflich zubereitete Kirschwasser ungerechnet, welches man hier Schoppenweise niederschluckt. Aber nur von diesen Bergbewohnern, welche durch Nachbarschaft und wechselsei-

selbstseitigen Umsatz mit diesen Thalleuten in einigem Zusammenhang stehen, ist dies der Fall, indess die verborgenen Aelpler nach diesen noch unbekannten Genüssen wenig verlangen. Das Haslithal leidet darum so viel von diesen Verderbnissen, weil wenig so enge Distrikte in der Schweiz einen so starken Beitrag zu den Armeen der fremden, mit dem Lande in Verbindung stehenden Nationen geben, und daher auch wenig oder gar keine die ausländischen Verderbnisse von so vielen Seiten erhalten.

Wie sehr der Bau des Landes auf die Einwohner überhaupt sich wirksam bezeige, ergiebt der gänzlich nach den Landstrecken modifizierte Nationalgeist. Die Hochländer zeichnen sich hier, wie in allen Ländern, durch eine feinere Regsamkeit des Geistes, und durch eine freyere Munterkeit aus, wenn ihr Land diese nur einigermaßen begünstigt. Dem Appenzeller in den Auffer-Rhoden scheint ein muthwilliger Witz wie angebohren zu seyn, und man wird sie in ihren Gesellschaften selten anders als in feinen Streigkeiten der Laune und des Scherzes ver-

flochten antreffen. Man erzæhlt von den Appenzeller Bauern sehr viel Naivetäten, wovon ich nur eins als Beyspiel hieher setzen will. Ein Appenzeller ward in Zürich von der Gröesse eines neuen Gebäudes überrascht, und stand verwundernd stille um es anzuschauen. „Wie gefällt dir dies Gebäude, guter Freund?“ frug ihn der Herr des Hauses. „Nicht übel,“ versetzte der Appenzeller. Bauet man, fuhr jener fort, indem er auf einen schœnen Balkon zeigte, in eurem Lande auch solche Gestelle, um *trockne* Birnen zu dœrren.“ — Nein,“ antwortete der Appenzeller, denn in meinem Lande werden nur die *grünen* gedœrrt.

Auf einer anderen Seite sind die Bewohner des *Val de Travers* ihres Scharffsinnes wegen berühmt, welcher durch eine Kultur, die man nicht erwartet, und durch eine wirklich sehr ausgebreitete Lektüre eine erstaunliche Hœhe erreicht. *Rousseau* erwæhnt in einem Briefe an den Marschall von Luxemburg eines Beyspieles davon. Er spazierte, „erzæhlte er,“ in dem Thale umher, und blieb endlich bey einem Hause stehen, wo Mädchen

chen klöppelten. Die Mutter wiegte ein kleines Kind, und indem er dieser Beschäftigung zulah, näherte sich ihm ein dicker Bauer und redete ihn so an: „Sie sehen, daß man „Ihre Grundsätze hier eben nicht sehr genau „befolgt, allein unsere Weiber lieben die al- „ten Vorurtheile nicht weniger als die neuen „Moden.“ Rousseau setzt noch hinzu, daß er ähnliche Reden unzähligemale gehört habe.

Besonders verbindet noch der Waatländer mit dem allgemeinen Hange des Bergbewohners viel Kühnheit, Leichtigkeit und eine Kunst, in der Welt fortzukommen, welche ihn allenthalben willkommen macht. Wo der Schweizer überhaupt sich erst zur Kultur hinneigt, und seine kunstlose Lebensart verläßt, da erreicht er immer bald eine beträchtliche Höhe. Das Land scheint, so wie in der Verfassung seines Inneren, auch in dem Charakter seiner Angebohrnen alle Extreme zu begünstigen. Jede Lebensweise ist bis zum Aeufsersten getrieben: Einfalt und Luxus, Sparsamkeit und Verschwendung.

Auch die Tapferkeit des Eidgenossen scheint mir das Produkt seines Landes und der damit immer vereinigten Lebensweise zu seyn. Die unverdorbene Luft giebt ihren körperlichen Funktionen Leichtigkeit und Kraft, Arbeit übt sie darin, und die Gefährlichkeit ihres Landes, manche Art sich Nahrung zu erwerben, wie Gemsenjagd und Krysfallsuchen, macht sie mit Unternehmungen vertrauet, welche Gleichgültigkeit gegen das Leben voraussetzen, und auf die äußerste körperliche Abhärtung dringen. Um etwas zu gewinnen, setzt der Bergländer sich den schrecklichsten Gefahren aus. Man ist selten in Verlegenheit, in Abgründe gefallene Sachen von Werth gegen eine erträgliche Belohnung wiederzuerhalten, und ich habe von mehreren Fällen gehört, wo Abendtheurer sich aus dieser Absicht in die tiefsten Spalten hinabließen, um ein Felleisen zu retten.

Ihre Tapferkeit ist durch ihre Geschichte hinreichend bewährt. Es würde überflüssig seyn, zur Bekräftigung derselben etwas weiter anzuführen, als nur auf die Schlachten von Sempach, Morgarten, Näfels, Granson, Morat,

Morat, St. Jakob, und endlich Marignon zu verweisen. Bey *Näfels* standen zweyhundert gegen dreyzehntausend, und der alte Marschall von Trirulce versicherte von der zu *Marignon*, daß die 18 Schlachten, welchen er beygewohnt hatte, gegen diese nur Kinderspiele gewesen wären. Eine allgemeine Gesundheit einer Nation, verknüpft mit Patriotismus, bringt immer solche Wirkungen hervor.

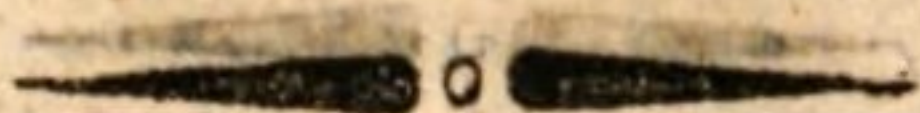
Der allgemeinste Hauptzug im Charakter der Schweizer, ist die unbezwingbare Vaterlandsliebe, der hinreißende Nationalstolz, welcher die Grundlage aller anderen Eigenheiten darin auszumachen scheint. Ausser dem politischen Grunde seiner Verfassung ist wieder die physische Natur des Bodens nothwendig eine Hauptursach derselben. Die frische Leichtigkeit der Alpenluft unterscheidet diese von den anderen Gegenden so merklich, daß der Eingeborene von jenen in andern sich von einem schweren Drucke belästigt fühlen muß, der ihn an den freyen Athem in seinem Vaterlande so schmerzlich erinnert, alle Gegenstände um ihn

ihn her verschleyert, und ihm eine Sehnsucht nach seiner Heimath erregt, welche oft selbst mit seinem Tode endigt. Alle Gegenstände in seinen vaterländischen Alpen sind überdem mit einem solchen Gepräge von Erhabenheit bezeichnet, daß ihn die Eindrücke davon nie in der Fremde verlassen können. Allenthalben vermißt er dann etwas, nichts findet er in seiner gewohnten Gröesse, und verläßt gern den Prunk der Fremde, den er nicht versteht, um zu dem geheimen Zauber seiner erhabenen Mutter heimgehen zu können.

Auch fesselt nichts mehr und ewiger an sich, als die stille und ungestörte Einfalt der Lebensweise. Die unverschrobene Natur kehrt immer, sich selbst überlassen, selbst aus dem Schoofse der höchsten Wollust, wieder zu ihr zurück. Es ist der Zustand des Friedens, in dem sie so gern alle ihre Begierden auflöst und abkühlt. Und die Lebensart der Alpen hält sich mehr der ersten Bestimmung des Menschen gemäfs, als irgend eine andere; sie ist noch der einzige uns übergebliebene Schatten des patriarchalischen oder arkadischen

schen Lebens. Ohne mühsam ein karges Feld zu bauen, oder dem Weinstock Nahrung und Gewinn abtrotzen zu müssen, stellt der begierdenlose Aelpler es seiner freundlichen Natur anheim, ihm die Nothdurft zu reichen. Immer haben seine Weiden Gräs für sein Vieh, immer seine Heerden Milch für ihn. Alle Arbeiten seines Tages überwindet er mehr durch einen augenblicklichen Muth als durch eine entnervende Geduld. Durch das Gefühl seiner Freyheit erhøhet, geht dieser Patriotismus oft zu einer hinreissenden, gewaltthätigen Schwärmerey über, ergreift nicht nur das kleine Alpenvolk, sondern theilt sich auch dessen Nachbarn, den Einwohnern angrenzender, mehr niedriger und verzærtelter Ebenen erfrischend und holdselig mit.

Aber es scheint auch in der Schweiz sich zu bestätigen, daß dieser freye, schwärmende Geist am liebsten, ungebundensten und ausschweifendsten in kleineren, ganz von sich allein abhængigen Staaten athmet. Hier scheint er fast den einzigen Gesichtspunkt aller bürgerlichen Bestrebungen auszumachen, indess



indess er sich in weitläuftigeren unter sich verbundenen Landstrecken für mehrere Gegenstände vertheilt, zu einem höher getriebenen Gewerbsfleiss, und zur Anschaffung aller der Mittel umändert, womit man verstärkte Bedürfnisse und einen armfeeligen Luxus zu befriedigen genöthigt ist. Hier- von ist die kleine Republik *Garfau* ein Bey- spiel, die an ihrer Freyheit, wie an den klein- sten Zeichen derselben, mit einer beyspiellosen Innigkeit hängt.

Es wird aber auch in der Schweiz an keinen Erinnerungen gespart, dem Bürger die vornehmsten Thaten ihrer Ahnen lebhaft zu erhalten. Auf der Stelle bey Sempach, wo der Herzog Leopold und der Luzerner Schultheiss von Gundeling geblieben sind, hat Luzern eine Kirche gebauet, in der alle Jahre am neunten Juni, als den Tag des Vor- falles die ganze Geschichte der Schlacht abge- lesen wird. Tells Kapelle zeichnet sich vor- züglich als ein solches Denkmahl aus, und an sehr vielen Orten, wie in Murten u. s. w. trifft man auf ähnliche Erinnerungen. Kein Land ist daher auch in denen Theilen seiner
Geschich-

Geschichte so eingeweihet, welche zu ähnlichen Anstrengungen aufmuntern können. Man hängt mit leidenschaftlicher Hitze an allen grossen Ereignissen derselben; und als die Zweifel des Herrn von Haller gegen die Aechtheit der Geschichte Tells in den Kantonen bekannt wurden, liessen sich einige von ihnen dies so sehr zu Herzen gehen, dass sie in Bern, dem Vaterlande des Verfassers, eine allgemeine Vorstellung dagegen eingaben. Zu Uri ward die Schrift sogar öffentlich verbrannt, und man würde in der Gegend der Geschichte selbst das Leben wagen, wenn man sich als ein Anhänger jener Meynung äusseren wollte.

Alles, was den Schweizer vergnügt, alle seine Volkslieder und Gesänge, beziehen sich auch ebenfalls auf die Geschichte seiner Freyheit; und ersetzen ihm oft den wirklichen Mangel derselben. Er spricht mit Verachtung von Fürstendienern, er hört von erzwungenen Soldatendiensten und Abgaben; und, ohne die grösseren Hülfquellen monarchischer Staaten zu kennen, träumt er sich, da er selbst nur wenig Abgaben bezahlt, über
alle

alle andere Länder der Erde erhaben. Er vergißt dann sehr bald den Druck, unter dem er zuweilen stehet; in der Fremde fühlt er nur wenig mehr davon, und er erinnert sich nur an die Dinge seiner Heimath, welche er nicht neben sich findet. Er saugt den Begriff von Freyheit mit der Muttermilch ein, und vermißt sie dann am dringendsten, wenn er im Auslande zu dienen gezwungen ist.

Auch begünstigen einige kleinere Kantone, die, wie ich schon oben erwähnt habe, zu jeder Gattung von Ausschweifung in diesem Punkte mehr als die größeren hinneigen, wirklich eine zügellose Freyheit; allenthalben aber findet der Schweizer doch einen Zugang zu einer Theilnahme an der Regierung seines Vaterlands offen. Die obrigkeitliche Macht ist unter einer Menge von Gliedern vertheilt, und an den meisten Orten läßt sich immer der fünfte Mann als irgend einen Grad von Macht ausübend betrachten. Die Herrschsucht, welche den untern Ständen beständig anhängt, wird daher nirgends so leicht, als in den helvetischen Republiken befrie-

friedigt. In den demokratischen hat jeder Bürger auf die eigentliche Regierung ein Recht; in der aristokratischen, wo sie sich mehr auf eine gewisse Anzahl von Familien beschränkt, giebt es noch eine Menge kleinerer Aemter, welche nur der Bürger besetzt; und selbst der eigentliche Unterthan ist an manchen Orten in dem Besitze eines Schattens von Herrschaft. So hat Lausanne, das doch unter einem Landvogte steht, seinen Rath der Zweyhunderte, seine Bürgermeister, Bannerherren, Gerichtsherren und Sechszehner. Und bey den Demokraten kennt ein jeder seine Stimme bey der Landesgemeinde, zum Krieg und Frieden, zur Wahl der Obrigkeiten, und seine Ansprüche auf ihre Stellen selbst. Alles zusammengenommen, was die Wichtigkeit des Schweizers in seinen Augen so unendlich erhebt, giebt hinreichende Gründe seiner Vaterlandesliebe her, die, unter den unübertroffenen Schönheiten seiner Gegenden auferzogen, von der Milde seiner Gesetze erheitert, und von der Sicherheit seines Eigenthums, der Leichtigkeit seines Nahrungserwerbes begünstigt und aufgefrischt, ihn alle Schätze anderer Länder verachten lehrt.

Und überhaupt hat der Patriotismus etwas Ansteckendes. Ein einziger Bürger, den die Sorgfalt des Staates für ihn dazu berechtigt, reißt tausend andere hin, ob sie gleich durch dieselbe Sorgfalt gedrückt werden. Der Stolz auf wahre oder eingebildete Vorzüge ergreift Familienweis. Eines einzigen Gefühl macht auf alle Nachbarn Anspruch.

Es kann nicht fehlen, daß diese Vaterlands- und Freyheitsliebe zuweilen für die innere Ruhe der Staaten in sehr bedenkliche Aeufserungen ausbrechen sollte. Ausser den Zerrüttungen, welche die Eidgenossenschaft, seit ihrer Entstehung wiederholt unter sich aufzösete, scheint Bern vorzüglich solchen inneren Uebeln, die der Wohlstand und das Selbstgefühl immer befördert, unterworfen zu seyn. Von *Davels* Unternehmung in Hinsicht des Waatlandes werde ich unter der Staatsverfassung von Bern mehreres anführen; aber auch die so glücklichen und friedlichen Bewohner des Haslithales erinnerten diese Stadt einmal sehr wirksam an ihre Rechte, welche man ihnen zu entziehen vorhatte, ob der erste Anlaß dazu gleich sehr unbedeutend schien.

schien. Man war sonst gewohnt gewesen, die Offiziersstellen der Regimenter dieses Ländchens mit Einwohnern desselben zu besetzen. Nachher aber fand man dies, im Fall eines Aufstandes gefährlich, entzog ihnen unvermerkt diesen Vorzug, und schob Berner ein. Dies hatte bey der nächsten Musterung der Regimenter die Folge, daß einige Flinten scharf geladen waren, und man fand es dieserhalb für rathsamer, die alte Stellenbesetzung wieder herzustellen.

Es ist ein gewöhnlicher Zug im Charakter des niedrigeren Volkes, daß es auf die Zeichen und Symbole seiner Vorurtheile und Meinungen weit starrer und heftiger hält, als auf das Wesentliche derselben. Die wenigsten Völker empfanden es so übel, wenn man den inneren Kern ihrer Religion gewaltsam antastete, als wenn man den äußerlichen Schmuck, und das Eigene ihrer Gottesverehrungen nur leise berührte. So entstand der erste Schweizerbund selbst aus dem Unwillen über äußere Zeichen der Knechtschaft, und man findet alle Kantone für diese Symbole der Freyheit so eifrig und emsig besorgt, daß

man sie ohne Gefahr nicht angreifen durfte. In fast allen Kirchen behält man während des Gottesdienstes den Hut auf dem Kopfe und die Ceremonien der Verfassungen sind so sorgfältig bestimmt, daß sie sehr oft ins Lächerliche fallen.

Die Liebe zur Heimath ermangelt aber auch niemals in Veranstaltungen wirksam zu werden, welche sich, lediglich um sie zu erhalten, entwickeln. Ausser allen denen vaterländischen Sozietäten, welche sich mit der Ausbildung einzelner Seiten ausschliesslich beschäftigen, hat die Schweiz eine eigene Gesellschaft, welche ihren Nationalgeist ganz eigentlich angehet: die patriotische Gesellschaft zu Olten. Vor ohngefähr 25 - 30 Jahren nahm sie einen sehr unbedeutlichen Anfang in Schinznach. Man verlegte sie aber nachher, um auch die guten Köpfe der katholischen Kantone, welche sich nicht gleich daran Antheil zu nehmen getraueten, ins allgemeine Interesse zu ziehen, nach ihren itzigem Versammlungsort. Es wurde eine förmliche Sozietät gebildet, man gab ihr Gesetze, Vorsteher, selbst gelehrte Arbeiter, die aber

nur

nur immer, des freundschaftlichen und fröhlichen Zweckes ihrer Stiftung wegen, als Nebensache angesehen wurden, und knüpfte so ein heiteres Band zwischen den ersten Geistern des gesammten schweizerischen Vaterlandes. Nur später erst nahmen sie Fremde in diesen gesellschaftlichen Bund auf, welche ein gleiches Interesse der Aufklärung mit ihrem Vaterlande verknüpfte. Man kommt hier in jener friedlichen Eintracht zusammen, welche die Entwicklung jeder Individualität und charakteristischen Eigenheit aus so von einander abgehenden Provinzen begünstigt; und doch muß eine jede von ihnen einen vollkommenen Genuß, Aufklärung mangelhafter Vorstellung und neue Begriffe finden.

Wie nun die Vaterlandsliebe, trotz ihrer Heftigkeit und der damit zuweilen verknüpften gefährvollen Bewegungen überhaupt auf das innere Wohlseyn ihres Eigenthums wirkt, haben alte und neuere Geschichte tausendfältig gelehrt. Nie erhob sich eine Verfassung zu einer anschaulichen Gröesse, und zu einem anordnenden Einflusse auf benachbarte Staaten, als durch den damit

verbundenen Muth, und durch das tiefe Reg-
gen und Leben, welches er dem Bürger mit-
theilt. Auf dem Punkte, wo das Intresse der
Republik allen häuslichen Vorthail verdrängt
hat, und man den Erguß seines ganzen Her-
zens und aller seiner Kräfte dem Vaterlande
schwelgerisch darbietet, hat dies auch den
höchsten Standpunkt seiner Blüthe erreicht.
Eine unverändert einfache, mit der Natur
des Landes unzertrennlich verbundene, und
daher unentbehrlich gewordene Lebensart
erhält diesen Geist der Allgemeinheit Jahr-
hunderte lang, und er verschwindet nur un-
ter dem Andrang fremder Bedürfnisse und
neuer Laster.

Es versteht sich zuletzt, daß die ver-
schiedenen Theile der Schweiz durch mehrere
Eigenthümlichkeiten im Charakter ihrer Be-
wohner sich auszeichnen. Der Hochländer
muß ganz andere National-Gefühle und An-
lagen haben, als der übrige Schweizer; ganz
andere der kriegerische als der handelnde;
der deutsche als der französische; ganz an-
dere, endlich der Aristokrate als der Demo-
krate. Aber manche Züge werden natürlich
in

in einander verschmolzen, und oft muß das Eigenthum des Einen bey dem anderen wiedergetroffen werden. Bern und Freyburg sind beyde Aristokratien; aber die Regierung von jenem ist mild, groß, und nur für den Reichen zuweilen drückend, für die niederen Volkklaffen aber erheiternd und wohlthätig. In Freyburg hingegen ist Bürger und Landmann gepreßt. Dies giebt dem gemeinen Berner ein freyes und offenes, dem Freyburger hingegen ein gedrücktes, schleichendes Wesen. So findet sich zwischen Zürich und Basel, welche sehr ähnliche Verfassungen haben, doch ein auffallender Unterschied. Der Baseler hat mehr Eleganz und Geschmeidigkeit, da dem Züricher (besonders dem altardischen) noch das altschweizerische anhängt; der letztere dagegen eine gewisse Wärme, die sich nirgendswow anders antreffen läßt. Dies Feuer ersetzt hier selbst den Reichtum der Stadt, und es kommen durch dasselbe manche große und edele Dinge zu Stande; es erhebt über manche Vorurtheile, z. B. der Neuerung, und giebt dem Geiste überhaupt mehr Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne. Die Züricher sind daher

über ihre bedächtlicheren Mitkantone über ein halbes Jahrhundert voraus; selbst der gemeinste Bürger ist aufgeklärt, und sie haben seit langen Zeiten in ihrer Mitte eine gute Anzahl grosser Köpfe und brauchbarer Gelehrten erzogen. Der Berner zeichnet sich auf der anderen Seite durch die Geschliffenheit und das Adliche in seinem Wesen aus; er verachtet den Handel, er sucht den Ton eines Mannes von Stande, und da er, wenn er aus der Fremde, die seine Erziehung hat vollenden sollen, wieder zurücke kommt, keine bestimmten Geschäfte hat, so widmet er sich bis zu seinem Regierungsantritt dem alleinigen Studio des gesellschaftlichen Lebens, der Galanterie und des hohen Tones.

Am wirksamsten und dauerhaftesten ist die Wendung, welche vermehrter Handel und Gewerbsfleiss der Sittlichkeit giebt. Mancher Eindruck der herrschaftlichen Verfassung wird gänzlich ausgelöscht, oder zum wenigsten doch gemildert durch die æusserliche, zerstreuende Beschäftigung des Verkehres; da auf der anderen Seite die Despotie der höheren Stände gemeiniglich die dadurch

getheil-

getheilte Aufmerksamkeit der unteren Handelnden benutzt, ihre Herrschaft um so fester zu gründen. So erhielt die Natur in allen ihren Schöpfungen eine bezaubernde Harmonie. Was das Gleichgewicht der allgemeinen Glückseligkeit in ihrer eigentlichen Grundlage stört, ist zugleich ein Mittel, das Gefühl des Verlustes und der Entbehrung erträglicher und milder zu machen.

Selbst da, wo der Verkehr die Einwohner der Dörfer und des platten Landes über die natürliche angebohrne Sphäre ihres Bodens hinüberzieht, scheint auch ein eigener Geist sich ihrer zu bemächtigen, der, ohne die Erwerbsmittel zu verlassen, an allen Vergnügungen der Städte gern Theil nehmen will. Dies ist z. B. mit Wettischwyl, einem Dorfe bey Zürich, der Fall, dessen Bürger neben ihrem Landbau, für die Fabriken arbeiten, sich mit dem Handel beschäftigen, und auf dem See eine ansehnliche Schifffart betreiben. Das hat ihnen mit dem Reichthume alle seine Kaprizen gegeben, welche, mit der Originalität ihrer angestammten Kultur vermischt, zuweilen in sonder-

bare Züge ausbrechen. Das Dorf selbst hat Konzertsäle und Zuckerbecker, und sie würden vor einiger Zeit eine Truppe Schauspieler haben kommen lassen, wenn der Landvogt es ihnen erlaubt hätte.

In allen diesen Mitteln zum Wohlstande liegt auch noch die letzte Quelle des Bürgerstolzes, der freylich im Grunde weit anderer Natur ist, als der Nationalpatriotismus. Jener erbittert die Gemüther gegen einander, indess dieser im einzigen Zwecke des vaterländischen Wohles sie alle freundlich und vertraulich zusammenhält. Jener ist auf eine kleinliche Eigenschaft seines Wirkungskreises erpicht, indess dieser sie alle umfaßt. Aber der bürgerliche Hochmuth ist nicht nur unvermeidlich, sondern auch nützlich, wo der Staat sich selbst regelmässig beherrscht.

Vorzüglich zeichnet Bern sich durch diesen Bürgerstolz aus. Die Bürgerschaft dieses Kantons ist in einer so glücklichen Lage, dafs nur sehr wenig dazu gehöret, ihr ein gutes Fortkommen im Staate zu verschaffen. Eine Menge von Stellen im Lande, auf die
sie

ne alleinige Ansprüche hat, nährt jeden nur etwas Erzogenen, und dem gänzlich Heruntergekommenen entgeht doch niemals die letzte Zuflucht in einem Bürgerhospital. Dies giebt ihnen, nebst der Schwierigkeit für Fremde, das Bürgerrecht zu erhalten, einen republikanischen Hochmuth, der sich oft in sehr eigenthümlichen Wendungen äußert.

Dieser ist indess ein um so rechtmässigeres Eigenthum von Bern, da wenig Republiken eine so vortheilhafte Einrichtung haben, dass mit einer Reihe grosser aristokratischer Handlungen der alten Geschichte, die dem unteren Stande gefährlich drohen, noch immer ein Geist des Patriotismus sich verbindet, den alle Erschütterungen des Luxus nicht haben stören können, und der nicht nur den Bürger, sondern auch den blossen Unterthanen des Staates befehlt. Nirgends in einem Lande der Welt befindet sich der Bauer allgemein besser, kann weniger durch kleine Abweichungen von den Landesgesetzen gedrückt werden, und seinem Erwerbe ruhiger nachgehen.

Das Bürgerrecht ist in dieser Republik übrigens so schwer zu erhalten, daß man davon in Jahrhunderten kaum einige Beyspiele hat; aber wenn der Nichtbürger keine Ansprüche auf die Stellen des Standes macht, so bedarf er zum Betreiben seines Gewerbes oder Handels gar nicht derselben. Eine Menge Fremder leben hier ohne dasselbe in einer guten Verfassung, da hingegen in andern Kantonen, z. B. in Basel, nichts von irgend einem Vertriebe vorgehen kann, ohne ein Bürger zu seyn, oder sich des Namens von einem Bürger zu bedienen.

Alle diese einzeln auseinandergesetzten Eigenschaften des Bürgers der Schweiz bilden seinen ganzen Charakter. Simplizität, der Hauptgrund derselben, nimmt alle anderen Tugenden, Muth und Scharffinn, Vaterlandsliebe und Bürgerstolz in sich auf, um sie zu einem entzückenden Ganzen zusammenzuschmelzen. In den künftigen Kapiteln über die Lebensart und den Wohlstand des Landes werde ich nochmals eine Entfaltung desselben in seinem Umfange versuchen.

Achtes Kapitel.

Anlage zu den Wissenschaften und Künsten.

Es ist so lange noch nicht her, daß man die Schweiz in Rücksicht der Geistesbildung und Aufklärung gänzlich verschrie. Man vermifste das Gebildetere und Humane in ihren Geistesanstrengungen, welches man zu fodern anfang, jemehr der leichte Geschmack der Franzosen sich Europas bemächtigte, und sah über die wirklich oft gigantische Gröfse ihrer Unternehmungen weg. Es ist ein Zug in ihrer Nationalgelehrsamkeit, noch weit mehr, als in der dadurch berufenen deutschen, an allem zu hangen, was sich mit Mühe und einem Aufwande von Gelehrsamkeit nur ausführen læst. Lediglich die spätere Verengerung ihres Bandes und Umgangs mit Frankreich hat auch diesem Theile Polirur und eine Ründung gegeben, welche, beson-

besonders in der französischen Schweiz, oft die Nationalfeinheit Galliens übertrifft.

Die Konstitution der Kantone scheint, wie ihre Lage, hierauf wieder empfindlich einzufließen. Wo man freyer denkt, und sich um den Gang der alten Sitte weniger kümmert, wird man auch duldsamer gegen einander in diesem Punkte, nachgiebiger, empfänglicher. Wo die Regierungsform in einem minderen Drucke und grösseren Wohlstande Veranlassung giebt zu den stillen Freuden des Nachdenkens, häuslicher Verschlossenheit, unbefangener freyer Mittheilung, wo man denken und sprechen kann über alles, was und wie man will, da erheitert sich der Gedankenumlauf, die Kultur wird allgemein, man nimmt von allem Fremden das Gute und Brauchbare an. Und wo noch Handel und Wandel dazu kömmt, um im veranlaßten Umgange mit dem Auslande diesen Umtausch zu erleichtern, da schreitet man in allgemeiner Volksaufklärung mit Riesenschritten fort.

In Zürich besonders scheint dieser grössere Geist der Mittheilung herrschender zu seyn, als in den andern Kantonen, besonders aber in Bern. Die Bewohner von jenem haben etwas das den Fremden anziehet und ihn inniger fesselt, indess der Berner sich niemals ganz vom Stolze der Aristokratie loszumachen im Stande ist, aber unter allen Feinheiten der äusseren Politur sich weniger ganz mittheilt, und vollkommene Mittheilung fordern kann. Zürich ist daher in der soliden Art von Kultur weit den anderen Verbündeten zuvorgekommen und begünstigt, seit Jahrhunderten schon, fast alle Künste und menschliche Erkenntnisse lediglich durch diese Empfänglichkeit für einen Ideenwechsel.

Mit den allgemeinen Fortschritten der Aufklärung ist es indess in der Schweiz nicht besser, als in andern Ländern der Welt. Man weicht niemals gern aus dem engen Kreise gewohnter Gebräuche heraus, und die Reform angebohrner Ideen ist auch hier unter allen die schwierigste. Als man die elende Uebersetzung der französischen Psalmen in Basel durch die weit bessere des Prof. Sprengs

Sprengs ersetzen wollte, geriethen die Gemeinden, in eine so bedenkliche Gährung, daß man froh seyn mußte, das Projekt auf eine gute Manier wieder aufgeben zu können. So mußte man ebenfalls in Basel das Vorhaben fahren lassen, die alte Baseler Uhr, die eine Stunde früher geht, als alle andere Uhren in der Welt, zu reformiren, weil die Bürgerschaft und besonders die Handwerker sich durchaus dagegen erklärten.

Und doch sucht man, besonders in großen Städten, sich allmählig zu verfeinern. In manchen, selbst Fabrikstädten der Schweiz, beschäftigt man sich unglaublich mit der Lektüre, und es giebt daselbst Lesegesellschaften und Lesebibliotheken. Alle Oerter im Allgemeinen, welche der Waarenumsatz mit dem Geiste mehrerer Länder verknüpft, bereiten sich eine mildere Empfänglichkeit aller Gattungen neuer Gedanken vor.

Nirgends herrscht aber, dem Vortheile der Lage gemäß, eine allgemeinere Aufklärung, als zu Genf, nirgends eine solche Auswahl, ein so feiner Geschmack in der Lektüre

türe. Die Gründlichkeit in der Auswahl der letzteren hat zugenommen, seitdem man mit deutschen Ideen sich vertrauter gemacht hat, eine große Anzahl daselbst anfassiger Fremden hat manche Vorurtheile erwischt oder unschädlicher gemacht, die Eingeborenen selbst aber fremden Vorstellungen freundlich eröffnet.

Ueber die Allgemeinheit der Aufklärung disponirt allein die Staatsverfassung eines jeglichen Kantons. Wo sie milde und frey, dem Landmann viele Quellen und Hülfsmittel zum Nahrungserwerbe giebt, verstattet sie ihm auch eine grössere Musse zum Selbstdenken. Wohlstand und Ueberfluß sind die Wiege des Genies. Aber man muß einige Mühe haben, sie zu erwerben. Arbeit übt die Kräfte und vervielfacht die Aussichten. Die Kantone, welche ohne sie für jeden Mitbürger Sorge tragen, wie die meisten katholischen, begünstigen Trägheit und die aus dieser entstehende Gattung allgemeiner Verderbnis.

Die Schweizerlandleute haben zuweilen viel Bildung. Man trifft in Bauerhöfen nicht selten die besten deutschen und franzzesischen Schriftsteller an. Man hat von mehreren vorzüglichen Köpfen unter ihnen gehört, die sich mitten, selbst aus drückenden Lagen hervorarbeiteten. Selbst das Nationale erhält dann einen lieblichen Schwung. Man kennt den philosophischen Bauer, der sich aus allen seinen niedererschlagenden Beschäftigungen einen Grad von klarer Vernunft erwarb, der die Gelehrten mitten im Schoosse ihrer Schätze und Hülfsmittel beschämt.

Es giebt in der Schweiz Zunfngenossen, von deren Kultur man in keinem anderen Lande einen Begriff hat. Dies rührt aus der Ursache her, dass man das Handwerk nicht als eine Beschäftigung, der man sich ganz widmen müsse, sondern zum Theil als ein Mittel eines ficheren Nahrungserwerbes und den Anfang eines politischen Lebens ansiehet. Man trifft daher hier in den feinsten Gesellschaften Handwerker, welche darin den Ton angeben, wie Leute nach der Mode sich tragen, und selbst in ihren Gesprächen eine wahr-

nahrhafte, aus anhaltender Lektüre gezogene Unterhaltung geben. Es ist in den Republiken nichts seltenes, daß ein Gerber, Fleischer, Becker etc. Præsident einer geheimen Kammer ist, während daß seine Leute unter seiner Aufsicht, das Handwerk mit der möglichsten Sorgfalt forttreiben.

Es ist ein Eigenthum aller Länder von der Natur der Schweiz, von der eigenen Festigkeit ihres Körperbaues, daß in ihnen vorzüglich der gesunde Menschenverstand gedeihet. Alles wird auch in den Theilen der Eidgenossenschaft von ihm bezeichnet; kein Land besitzt eine so kernhafte Denkart, und noch weniger die feste Unwandelbarkeit in den Sitten, welche sich so lange unter allen Reizungen des Wohlstandes in ihrer Simplizität erhält. Der schweizerische Landmann blickt nur auf das Wesentliche, und vielleicht aus dem Grunde, weil er sie nicht achtet, hängt er fester an Gewohnheiten und ihm bequemgewordenen Gebräuchen. So kann der gesunde Menschenverstand, den man gewöhnlich als allen Vorurtheilen höchst feindseelig ansiehet, die Quelle einer scheinbaren

baren Hartnäckigkeit werden, sie beyzubehalten.

Auch schienen sich die Schweizer an diesem gesunden Menschenverstande, welchen die täglichen Lebensbeschäftigungen immer hervorbringen oder doch am meisten befördern, eine lange Zeit genügen lassen zu wollen, und nur die Vermischung mit ihren feineren Nachbarn machte sie auf den Mangel an Kultur der anderen Geisteskräfte mehr aufmerksam. Vorzüglich jene grösseren Städte daher, welche gemeinschaftliche Bedürfnisse, die sich nur durch einen wechselseitigen Umtausch befriedigen lassen, der fremden Bildung früher und inniger näherte, fingen seit der Zeit an, ihnen ganz eigenthümlich zuzugehören. Die militärische Verbindung mit Frankreich vermehrte die Veranlassung, und bald ward eine tiefe Kenntniss der Sitten des Auslandes Ton der Gesellschaft.

So gehört es in vielen Städten von Rang, wie z. B. in Bern, nun zur Vollendung einer guten Erziehung, den jungen Adel, wenn

wenn er kaum aus der Schule kommt, in fremde Kriegsdienste zu schicken. Dies ist eine Hauptursache des französischen Tones daselbst, und gelegentlich der Sittenverderbniss in den höheren Ständen. Das gefellige Leben erhält zwar dadurch eine unendlich höhere Politur; aber die Gebräuche nehmen dadurch zugleich eine so galante Wendung, daß man keins der artigen Laster daselbst izzt vermiffen wird.

Zur Vermehrung der Ausschweifungen in dieser Hinsicht tragen selbst mehrere mit der Staatsverfassung selbst verknüpfte Umstände bey. Hierzu gehören die Vorrechte des Adels, und die Gewissheit, welche er hat, seine zerrütteten Finanzen durch obrigkeitliche Stellen oder gute Heyrathen wieder in Ordnung zu bringen. Eine gute Landvogtey ist, wenn er wartet, immer im Hintergrunde seiner Ausfichten, bey denen er, die Jahre seiner Verwaltung hindurch, standesmäßig leben und noch eine beträchtliche Summe zurücklegen kann.

Es ist hierbey zu erwarten, daß die höheren Stände wenig von der eigentlichen Gelehrsamkeit wissen. Das Studium, welches die feinere Welt nothwendig macht, verdrängt die stärkeren Anstrengungen jener sehr leicht. Allenthalben gehöret sie nur immer dem Mittelstand zu, und ist erst zu einem Unterscheidungszeichen von diesem geworden, fängt der erste Stand bald an, es als eine Ehrenfache anzusehen, sich absichtlich mit allen ernsteren Kenntnissen und jeder tieferen Wissenschaft nicht mehr zu beschäfftigen. Hiernach muß sich nachmals der Stände herrschende Erziehungsart richten.

In der Schweiz ist diese folglich nicht allenthalben die vollkommenste. Ausser England hat kein Land so viel Pensionen für Mädchen und zum Theil auch für Knaben, als die Schweiz, ob es sich gleich auch nicht leugnen läßt, daß sie sich nirgends in einer größeren Vollkommenheit befinden. Vorzüglich viele und vorzüglich gute giebt es im Waatlande, wohin man seine Kinder der Erlernung des Französischen wegen am liebsten schickt. Viele Einwohner von Lausanne beschäff-

beschäftigen sich lediglich mit diesen Anstalten. Da sie hier große Gesellschaften besuchen, welche durch den mannichfachen Zufluss von Fremden um so interessanter werden, so erhalten sie hier meistens eine ganz vorzügliche Bildung. Die Manieren der hohen Welt, Geschmack und Fertigkeit in schönen Künsten, und das Talent, sich in die Menschen zu fügen. Diese Vorzüge einer grösseren Bildung ausserhalb der Vaterstadt leuchtet selbst den unteren Ständen so merklich ein, dass die Handwerker aus entfernten Orten für eine Zeitlang ihre Kinder gegen einander vertauschen. So schickt der Baseler seine Kinder nach Genf, und dieser hingegen die seinigen nach Basel.

Ausser diesen im ganzen Lande zerstreuten Pensionsanstalten hat jeder Kanton noch seine eigenen öffentlichen Schulen für beyde Geschlechter. Man kennt schon hinreichend für das weibliche die vortrefliche Töchterschule in Zürich, für das männliche die Litteralschule in Bern. Sehr viele und ausgezeichnet vollkommene Anstalten in den Waisenhäusern fast aller Kantone bereiten

vorzüglich den Bürgerstand auf einen hohen Grad von Aufklärung vor. Nur mangelt es im Ganzen noch für die vornehmeren Klassen der oberen Schweiz an Unterweisung.

Die Schweiz hat von jeher Köpfe von ersten Range hervorgebracht, die, ungeachtet des Mangels an Hülfsmitteln, Werke lieferten, deren ein jedes Land mit Recht sich rühmen dürfte. Hallers, Zimmermanns, Lamberts, Lavaters, Sulzers, Gessners, Bodmers Schriften sind zu bekannt. Und auch in den Wissenschaften, welche ein tieferes Studium erfordern, hatte sie von jeher vortrefliche Männer; einen Forer, Frowin, Lanz, Murner, Roding, Geynæus, Bullinger, Heidegger, Wettstein, Lavater, Tobler, Hefs, Pfenninger, Meister etc., in der *Gottesgelahrtheit*; einen Euler, Bernoulli, Merian, Lambert, Beguelin, Kroufaz, Rousseau, Sulzer, in der *Mathematik* und *Philosophie*; einen Bodmer, Haller, Gessner, Salis, Bronner etc., unter den *Dichtern*; Amerbach, Waldkirch, Bochat, Goldast, unter den *Rechtsgelehrten*; einen Gessner, Haller, Tissot, Bauhin, Zimmermann etc. unter den *Ärzten*; und endlich welche

welche *Geschichtsforscher*! einen Guilliman, Hottinger, Laufer, Füßlin, Siminler, Meister, Müller, Tscharner, Tschudi etc.

Schon in den ältesten Perioden hatte sie bekannte Sitze der Musen. Die im achten und neunten Jahrhundert durch ihre Gelehrsamkeit berühmt gewesene Abtey von St. Gallen enthält viele Denkmähler dieser früh erleuchteten Zeiten. Die Bibliothek besitzt noch izt einen Schatz an Manuskripten grosser und deutscher Reformatoren, und ausser diesen noch eine beträchtliche Anzahl klassischer Schriftsteller, von denen vor den Zeiten des Konziliums zu Konstanz, wo man sie borgte und nicht wiedergab, noch ein ansehnlicherer Vorrath vorhanden war.

Indess kann man nicht leugnen, dass, ungeachtet der für die Kleinheit des Landes sehr beträchtlichen Anzahl von Universitäten (in Bern, Basel, Zürich, Lausanne, Genf, St. Gallen etc.) die vielen gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken (in allen jenen Städten) die Hülfsmittel zum Studiren von Wissenschaften (die, welche das Vaterland allein

allein angehen, ausgenommen), doch noch unendlich beschränkt sind. Jene grossen Männer bildeten sich entweder auf anderen Universitäten oder in der Abgezogenheit ihres Studierzimmers; die Bibliotheken gehen wenig bis in die neueren Zeiten hinauf, und die Akademien stehen unter dem Drucke von Mängeln, welche eine ausgezeichnete Bildung ihrer Zöglinge, wie der Wissenschaften behindern.

Die Universität zu Basel hat z. B. 18 Lehrer, eine nach Verhältniss der Studentenzahl sehr grosse Anzahl, die aus sechzig bis achtzig bestehet und vielleicht weit mehr noch einschmelzen würde, wenn nicht die Ungarn hier eine besondere milde Stiftung besässen. Dieser Verfall der Universität und Gelehrsamkeit rührt mit daher, dass man auf einer Seite alle Staatsämter erhalten kann, ohne auf die gewöhnliche Art studiert zu haben, und dass auf der anderen jeder, welcher der Universität sich widmet, alle Ansprüche auf eine Regierungsstelle verliert. Dies setzt jene einer gewissen Verachtung aus, welche dadurch noch höher wächst,

wächst, daß man die geringen Privilegien der Akademie täglich noch einzuschränken bemühet ist, die Lehrer schlecht besoldet, (da eine Stelle wenig über 2 - 300 Thaler einträgt), und daraus nichts Wesentliches zu ihrer Unterstützung thut.

Hierzu gehören noch einige Gebräuche, nach denen man bey der Professurenbesetzung verfährt. Für eine erledigte Stelle schlägt man drey Kandidaten vor, welche dann unter einander losen müssen; und da alles um eine solche Stelle sich bewirbt, was nur seinen Universitätskursus gemacht hat, so gerathen die Stellen oft in sehr fremde Hände, und die Professur der Botanik fällt nicht selten einem Mathematiker, und umgekehrt, zu. Da überdem alle Aemter nur Bürgern der Stadt zu Theil werden können, so sind Berufungen aus der Fremde nicht möglich, wenn sie auch anlockender wären.

An der geringen allgemeinen Gelehrsamkeit ist auch die Natur der Verfassungen schuld. Alles hat in republikanischen Staaten nur den einzigen Zweck des Antheilnehmens

mens an der Regierung. Man vernachlässigt alles, was nicht dahin unmittelbar leitet. Kaum der Schule nothdürftig entronnen, schickt man in den gebildeten Kantonen den Jüngling auf Reisen, um den fremden Ton anzunehmen, und sich in seiner Bildung vollenden zu lassen. Man muß sich frühzeitig verheyrathen, und dann für das Unterkommen seiner Familie sorgen. Dies Laufen und Streben läßt in den besten Jahren wenig Gedanken aufkommen, welche das stille Studiren befördern könnten; man kommt zu früh unter Vettern und Basen, und wird von dem Strome der politischen Welt jeder Lust und Musse zu gelehrter Arbeit beraubt.

Alle Volks- und Jugendlehrer stehen sich überdem in der Schweiz äußerst schlecht; ihre Zahl hat sich unmerklich vermehrt, ohne daß der Fond zu ihrer Befoldung zugenommen hätte. Die kleine Stadt von St. Gallen hat 27 Prediger, und seine Schule mit einem Rektor und acht Unterlehrern besetzt. Von allen diesen hat nur der kleinste Theil ein anständiges Auskommen, und durch ihre Lage von allen Hülfsmitteln zur Gelehrsamkeit

keit wie abgeschnitten, können sie nichts thun, um ihre Stelle mit Ehre zu bekleiden, oder durch schriftstellerische Arbeiten sich einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen.

Indefs wirkt die Verfassung und Freyheit der Schweiz, auf manchen wissenschaftlichen Zweig ganz eigenthümlich. Kein Land in der Welt hat so gut von seiner Staatsverfassung unterrichtete Bürger, und nirgends sind die Belehrungen, die man selbst von den untersten Volksständen empfängt, weniger zu verachten. Alle Klassen der Nation stehen besonders in demokratischen Kantons einander näher, und selbst in aristokratischen muß der Adelstolz sich nicht selten zu einer Aufklärung des Bürgers in seinen Gerechtsamen herablassen.

Mit jedem Jahre vermischen sich die Kenntnisse der einzelnen Landstriche mehr einander. Wo man sonst nur deutsch sprach und las, fühlt man der franzœsischen Litteratur sich schon geneigter, und in der romanischen Schweiz, wo man gar keinen deutschen Schriftsteller, als etwa Gessnern in der
Huber-

Huberschen Uebersetzung, kannte, verschlingt man selbst das Antigallische. Die Liebe zu dieser Litteratur und Gelehrsamkeit ist in Genf seit einiger Zeit beträchtlich gestiegen, und selbst bis zum Enthusiasmus. Man hat izt deutsche Hofmeister, deutsche Gesellschaften, deutsche Lesebibliotheken, und schon werden die deutschen Handwerker hier den französischen wegen Güte, und Wohlfeilheit ihrer Arbeiten vorgezogen. In den oberen Kantonen, z. B. in Basel, hat sich diese Kenntniß der ausländischen, vorzüglich der deutschen Schriften, zwar früher aber immer doch, nach Maafsgabe der Nachbarchaft, spät genug festgesetzt. Man hielt sich dafelbst meistens lediglich an französische Litteratur, und unter den gebildeteren Ständen war jeder wirklich eine Seltenheit, der einen deutschen Brief fehlerfrey zu schreiben im Stande war. Izt aber hat man unvermerkt die Leichtigkeit und Frivolität des französischen gegen die schwere Solidität des deutschen ausgetauscht; aber ich getraue mich nicht zu behaupten, ob immer mit unbeschränktem Vortheile.

Es giebt schwerlich einen ficherern Maassstab, wie hoch und in welcher Art die allgemeine Kultur eines Volkes gestiegen ist, als die *Sprache*. Sie ist nicht nur ein Abdruck des Volkscharakters, sondern auch der Volksdenkart. Denn die Wendung einer Redensart bezeichnet immer die Natur des Gedankens.

Die Verschiedenheit der Provinzen, aus welchen die Länder der Eidgenossen bestehen, machen die Mundarten natürlich auch abweichend. Aber es ist in der That auffallend, dass man bey nahe von Sitten in Wallis bis zum Bisthum Basel eine ganz gerade Linie ziehen könnte, welche in dieser Rücksicht Helvetien in zwey verschiedene Theile absondern würde.

Die deutsche Sprache befindet sich aus demselben Grunde hier in einer seltsamen Verderbniss; besonders in denen Strichen, wo sie der franzesischen Grenze sich nähert. Sie wird hier nicht allein in der Veränderung der Sylben, welche der Schweiz eigen ist, gesprochen, sondern man schiebt ihr auch

fran-

französische Wörter ein, deren deutsche Bedeutung man übrigens gar nicht versteht. Dies ist z. B. in Basel sehr merklich der Fall. Näher dem Waatlande erlischt sie unvermerkt in das Gallische, wie im Münsterthale, wo man ein klägliches patois spricht.

Jeder Kanton hat fast seine eigene Sprache, einen schlechten Dialekt des Deutschen, der an den Grenzen in die Sprache der Nachbarn allgemach und durch Raubheit und Nationalausdrücke immer unverständlicher, erlischt. Dagegen wird er nach Deutschland zu reiner und geschmeidiger.

Die ganze abendländische Schweiz bey nahe spricht ein aus lateinischen, deutschen und celtischen Wörtern zusammengeflicktes patois, das fast im ganzen Waatlande allgemein herrschte, und wieder nach Maaßgabe der Kantone mehr oder weniger Anmuth besitzt. Nach Basel herauf ist es härter, weich und angenehm in Freyburg. Die Lieder, welche in dieser Sprache hin und wieder in der Schweiz gesungen werden, sind nichts weniger als unangenehm. Die Sprache hat zu einer

ner musikalischen Bildung Anlage; sie hüpfet und ist in jeder ihrer Beugungen fröhlich, eine Natur, welche sie in dem Umfange mit wenigen anderen gemein, und in der ungebundenen Entstehungsart ihrer Töne unter einem frohen Volke ihren Grund hat.

Die eigentliche Schweizersprache ist übrigens vielleicht die ächte deutsche und zum Theil die wahre altsächsische. In Deutschland selbst ist sie nachher gebildet, und durch zahllose Veränderungen und Revolutionen endlich zu demjenigen geworden, was man hochdeutsch nennt. Dafs sie mit der englischen sehr vieles gemein hat, ist vielleicht ein Beweis, für ihren altsächsischen Ursprung.

Im Allgemeinen betrachtet, hat sie eine Energie und Kürze, die in der deutschen Sprache sich nicht übersetzen lafst. Selbst drückt sie Begriffe aus, wofür man im deutschen kein Wort besitzt. Von einem Orte, den ein sonstiger Aufenthalt interessant gemacht hat, sagt z. B. der Schweizer mit grofser Stärke: der Ort *heimelt* mich an. Von

einem der sich mit alten Weibern und elendem Geschwatze unterhält, sagt man: er *muhmelt*. Es ist mir übrigens unmöglich, mich hier mit einer weitläuftigeren Auseinandersetzung dieser Angaben zu befassen. Diese Erörterung trifft man in jeder Reisebeschreibung an.

Ein Land, das so sehr im Grunde noch mit seines Bodens eigenthümlichen Bedürfnissen kämpft, läßt seinen Bewohnern selten eine hinreichende Musse, um die schönen Künste zu einer gewissen Höhe hinaufzubilden. Die Witterung ist sich nicht gleich genug, das Klima noch zu rauh, um mehr als den Gewerbsfleiß zu begünstigen. Aber dieser ist in der Schweiz zu einem erstaunlichen Umfange getrieben. Besonders die Oberländer scheinen gebohrne Künstler in der Mechanik; und ich werde unter dem Kapitel von der eydgenossenschen Industrie auf Beyspiele hiervon zu verweisen im Stande seyn, die jedem anderen Lande dieser Lage und Umstände vollkommen fremd sind.

Der hartnäckige Fleiß, welchen die Schweizer auf mechanische Kunstwerke zu ver-

verwenden im Stande sind, ist besonders merkwürdig.

Das bekannte Werk des General Pfyfers ist in dieser Hinsicht das Einzige seiner Art. Schon seit mehreren Jahren klettert er alle Sommer in den Gebirgen umher, und in Gegenden, die vor ihm nur Gemsjäger erstiegen. Auf diesen Zügen hat er immer ein paar Leute bey sich, welche ihm die Instrumente zum Zeichnen und Messen nachtragen, und endlich zwey Ziegen, welche er benutzt, wenn ihm der Proviant ausgegangen ist. Oft hat er von nichts, als dieser Ziegenmilch gelebt. Er misst nun sorgfältig alle Seiten der Gebirge, nimmt sie auf, bricht von der Steinart Exemplare ab, und misst ihre Höhe.

Zu Hause setzt er dies wieder in einer eigenen von ihm erfundenen Masse zusammen. Alle Berge sind in ihrer verhältnißmäßigen Gröesse, die höchsten betragen ohngefahr einen Schuh. Die Gegenstände haben ihre natürliche Farbe, und sind bis auf die verschiedenen Holzarten der Wälder und Büsche, bis auf die Flüsse, Brücken und einzelnen Häuser, vollkommen ausgedrückt.

Herr Exchaquet in Genf hat dies Werk vortreflich nachgeahmt. Das ganze Thal von Chamouni mit allen feinen Bergen, Gletschern, Wäldern, Orten, Wiesen, Flüssen, Bächen und Brücken ist auf dieselbe Art ausgearbeitet. Der Grund dazu ist Holz, in dem alle Gegenstände genau ausgeschnitzt werden. Das übrige wird durch komponirte Massen nachgeahmt, die Gletscher durch zerstoßenes KrySTALL etc. Und das Ganze dieser Arbeiten hat eine vier bis fünfflüßige Länge.

Nur einige bildende Künste werden ausserdem hier von der Natur des Landes, und folglich von dem Geschmacke der Einwohner befördert. Unter diesen ist die *Malerey* eine, die man vorzüglich in Schutz nimmt. Nicht allein hat die Schweiz mehrere große Künstler, den originellen Holbein, einen Füßli, Gefsner etc., in ihr hervorgebracht, sondern sie scheint selbst eine Vergnügung der höheren Stände auszumachen, welche vortrefliche Dilettanten darin aufweisen kann. Zürich besonders hat mehrere Maler befaßen, welche einen hohen Grad von Vortreflichkeit ganz allein aus sich selbst her-

hervorarbeiten. Vorzüglich aber ist, der Natur und dem besondern Reize des Landes gemäfs, die Landschaftsmalerey die Gattung, worauf die meisten, und zwar mit ausgezeichnetem Gewinnst für die Kunst, verfallen.

Auch die Glasmalerey hat in der Schweiz berühmte Meister gehabt, unter denen Leonhard Turneiser, Michael Müller, und Konrad Geyer, ausgezeichnet hervorragten. Basel besitzt gemalte Fensterscheiben eines vorzüglichen Werthes von dem erstern. Izt aber scheint diese Kunst, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in der Schweiz den höchsten Gipfel erreichte, fast ausgestorben zu seyn.

In Rücksicht der *Kupferstecherkunst* sind *Aberlis* Blätter vorzüglich geschätzt. Man findet in ihnen durchaus das Eigenthümliche aller Schweizerlandschaften wieder, von den erhabensten Ausichten der Gletscher bis auf die stille und sanfte Majestät der Seen und Flächen. Nur ist die Farbengebung stärker als in der Natur, und daher unwahr; seine Fernen sind zu stark markirt, und mit zu vielem

Detail versehen. Dies trennt den Hintergrund nicht genug vom Vordergrunde, und dieser hat zu viele Theile, um nicht zu dem Ganzen abzustechen. Ausserdem ist die Manier äußerst sanft und getäglich. Im Ganzen verfolgt diese Kunst, unter den Händen noch mehrerer Meister von Rang, den Gang der Malerey. Landschaften und malerische Ausichten machen ihren Hauptgegenstand aus.

Medailleurs hat die Schweiz mit Ehre aufzuweisen. *Dessier* in Genf hat auf Fleuri, Pope und Montesquieu drey vorzügliche Medaillen geliefert. Unter allen ist aber *Hedlinger*, als der erste bekannt. Seine Münzen sind durch ihre Schœnheit zu einer wahren Seltenheit geworden. Ausser der grossen, welche Bern den fremden Abgesandten bey ihrer Abreise zu verehren pflegt, hat er noch eine mit dem vortreflich ausgedrückten Gesichte eines alten Mannes gestochen, zwey mit seinem Brustbilde, auf einem Revers mit einem Tisch und einem darauf gestellten Spiegel, und auf dem anderen, mit einer Eule, einem Helme, Schild und Speer.

Die

Die *Bildhauerey* hingegen ist nur noch zu einer geringen Ausbildung gelangt, und die vorzüglichste Arbeit, die sie hervorgebracht hat, ist das bekannte Grabmahl zu Hindelbank von *Nahl*, das er der Gattin seines Freundes, des Pfarrers *Langhans* setzte, welche am Morgen des Osterfestes, das ihm eine neue Beziehung gab, in ihrem ersten Wochenbette starb.

Dies Denkmal ist von Sandstein gehauen, ein einfacher, nur mit wenig Sinnbildern der Auferstehung verzierter Leichenstein. Der Stein ist aber geborsten, und die Mutter mit ihrem vom Arme sich hervorarbeitenden Kinde, sucht die Risse zu erweitern. Ihr Gesicht soll ähnlich seyn, und stellt ein entzückendes Bild dar von frohem Erwachen und süßer Hoffnung. Die Brüche des Steines sind bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, so daß man mit Recht auf den Gedanken fallen könnte, er sey wirklich vorher zerbrochen gewesen.

Wieland befangt dies Meisterstück sehr
malerisch:

Seht, wie vom Donnerton des Welgerichts er-
weckt

Durch den zerriff'nen Fels, der dieses Wun-
der deckt,

Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub er-
hebet!

Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit be-
lebet!

Wie bebt vor seinem Stofs der leichte Stein
zurück!

Wie glänzt die Seeligkeit schon ganz in ih-
rem Blick!

Ihr triumphirend Aug', im heiligen Entzü-
cken,

Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu
erblicken;

Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lau-
schend Ohr;

Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor,

Und dankt ihr izt zuerst sein theur-erkaufes
Leben:

Der Wanderer siehts erstaunt und fromme
Thränen beben

Aus dem entzückten Aug'; er siehts und wird
ein Christ

Und fühlt mit heil'gem Schau'r, daß er un-
sterblich ist.

Die

Die *Musik* hat in der Schweiz noch keine beträchtlichen Fortschritte gemacht. Große Komponisten hat sie niemals hervorgebracht. Dazu ist das Klima im Ganzen zu rau, die Aufmunterung zu gering. Der Haupthang in derselben beschränkt sich meistens auf die rührenden und einfachen Melodien, welche die Stimmung des ganzen Landes will, und welche auch das Herz so unwiderstehlich bezaubern. Künstliche Sänger sind da gar nicht zu Hause, und die Kehle der Bauern hat, außer der Harmonie des Gesanges, wenig von anziehender Lieblichkeit.

Selbst in dem Oberlande der Schweiz, wo die Kultur sonst doch zu Hause ist, wie z. B. in Basel, findet man an Musik nur wenig Geschmack. Die Winterkonzerte sind schlecht besetzt, und werden noch schlechter besucht. Ienes ist immer eine unausbleibliche Folge von dieser, sobald das Publikum, wie hier, die Magerkeit der Besoldungen bestimmt. Für durchreisende Virtuosen ist selten eine erträgliche Ernte zu hoffen. Selbst die Anstalten, Sæle etc. sind nicht sonderlich einladend.

Unter allen schönen Künsten ist indess die *Baukunst* in der Schweiz noch am weitesten zurück. Bern hat zwar angefangen sich durch artige Gebäude zu verschönern, aber alle neuen Anlagen tragen ein ängstliches Gepräge von noch zu republikanischer Simplicität, und die Hütten der Bauern wissen gar nichts von holländischer Nettigkeit. Alles scheint nur noch auf das erste Bedürfnis berechnet, und selbst ein leicht anzubringender Grad von Bequemlichkeit ist noch selten.

Auch ist die *Gartenkunst* in der Schweiz noch nicht hoch gediehen, noch ganz französisch, und steht mit den prachtvollen Naturscenen in einem seltsamen Abtich. Die Verbindung dieser beyden Umstände ist um so wunderbarer. Aber der geringe Hang zum Spazierengehen, und die Leichtigkeit ihn außerhalb einer Veräunung, köstlicher und geschmackvoller befriedigen zu können, scheint eine Hauptursach der Vernachlässigung aller Kunstanlagen zu seyn. Es gehört schon ein sehr hoher Grad eigenthümlicher Volksaufklärung dazu, die Scenen der Natur

tur mit einer Nationalkunst zu seinen Anlagen zu nutzen.

Eine Ausnahme von diesem sonst allgemein in der Schweiz herrschenden schlechten Gartengeschmack machen indess die englischen Anlagen zu *Arlesheim*, die, in der glücklichsten Gegend und mitten im Schoofse der bezauberndsten Gegenstände gelegen, alle Vortheile haben, sie mit Geschmack zu einem Ganzen an einander zu knüpfen. Man kann diese Anlage aber eher eine deutsche als eine schweizerische nennen.

Es fehlt der Schweiz überhaupt an einer Lenkbarkeit und Biegsamkeit in den Gefühlen, welche des Geschmacks eigentliche Grundlage ausmachen. Es muß sich, um den bildenden Künsten eine recht schöne Blüthe zu geben, ein fröhlicher *Leichtsinn*, den Helvetien mit seiner Bedürfnislosigkeit niemals erzeugen kann, mit Aufmunterungen der Sinne und sinnlichen Genusses verbinden, welche sie nie darbieten und niemals befriedigen mag. Ein warmes, sich gleiches, wollüstiges und schwelgerisches Klima, ein
reicher

reicher Boden, ein anhaltendes Feuer der Seele, schöne Gestalten aller Gattungen sind die ersten Foderungen des Künstlergenies und nur Italien kann darauf antworten.

Neuntes Kapitel.

I. I. R o u f f e a u.

Es ist eine süsse Freude, welche eben, weil sie zu den reinsten gehört, sich immer neu erhält, die hinterlassenen Spuren grosser Männer aufzusammeln, und mit ihnen sich zu vereinigen, aber es ist nichts mehr, als ein Tribut der Dankbarkeit, den man ihrem Beyspiele schuldig ist, sie in einer Zeichnung zusammenzustellen, mit welcher man auf das Gefühl seiner Zeitgenossen gern wirken möchte. Ueberhaupt nun verblühete Jahrhunderte wieder aufzuwecken, ist eine Bestimmung, welche den Zauberstab des Schriftstellers ehrt, wenn er sie auch in ihrem erloschenen Glanze nicht ganz wieder vergegenwärtigen könnte.

Die

Die vorigen Kapitel gaben eine Darstellung der schweizerischen Kultur; es lohnt sich der Mühe, sowohl die kräftigen Anlagen zu entfalten, mit denen man hier gebohren werden *kann*, den Geist, mit dem sie befeelt, die Glückseligkeit, mit der sie das Leben wieder mit dem Leben ausseht, und Empfänglichkeit mit Genuß; als auch die Gegenwirkung dieser Bildungen auf sie selbst zu berechnen. Man nenne mir aber eines anderen, als Rousseau's, Leben, das allen diesen Forderungen näher entspräche.

Man erwarte hier indess keine Lebensbeschreibung *Rousseaus*. Der bestimmte Raum dieses Werkes ist zu sehr beschränkt, um grossen Gemälden einen Platz verstatten zu können. Man erwarte auch keine Zeichnung, die sich an feinen unermesslichen Verdiensten um Zeit und Nachwelt versucht. Eben weil sie gross, weil sie unermesslich sind, mag man sich auf fernere Zeitalter gedulden, wo man die letzte Bewegung, welche sie dem Erziehungswesen und überhaupt der Aesthetik der Gefühle gaben, in einem neuen Strome verschwinden sieht. Ich be-
kenne

kenne mich hier als Rousseaus Freund, und dies Bekenntniß deutet die Grenzen dieses Opfers hinreichend an.

Aber weil ich ihm so herzlich, so innig Freund bin, und mit einer Wärme an ihm hange, die in meine Empfindungen verschmolzen, jedem Schicksale meines künftigen Lebens, jeder Revolution meiner Vorstellungen, ohne von ihnen etwas zu befürchten, ruhig entgegensteht, möchte ich auch meiner Zeit sein Andenken rein und geläutert erhalten. Indem ich durch die Schilderung seiner Tugenden, seiner Schwärmerey für alles Gute, durch sein zartes Gefühl, seine Liebe und Freundschaft ihm vielleicht Verehrer verschaffe, möchte ich ihm auch so gern durch seine Menschlichkeit Freunde verbinden, durch seine Schwächen die empfindlichsten Seiten des Herzens berühren, und alle Menschen sich ihm verwandt fühlen machen. Nichts fesselt stärker, als eine gleiche Stimmung. Das Herz, dem die Leiden nicht fremd sind, schmiegt sich allem Kummer außer ihm, und selbst seinen traurigsten Folgen für die Menschlichkeit freundlich und liebevoll an.

Nichts

Nichts hat überhaupt seinem öffentlichen Charakter einen dauerhafteren Schaden gethan, als die ungemessene Bewunderung, womit man ihn sogleich nach seinem Tode, im eigentlichsten Sinne zu verfolgen anfang. Es liegt in der menschlichen Natur, immer von einem Extrem auf das andere zu fallen. Sobald seine Konfessionen erschienen, sah man seine Sinnesart zu entblößt und zu begreiflich, um sich nicht in allen seinen Illusionen auf einmal getäuscht zu erblicken. Der Halbgott erschien hier als ein einfacher Mensch und ohne Sonderbarkeit mehr. Man überfah auch das Gute, da man sich dazu gestimmt fühlte, nun von seinem Begriffe recht viel abziehen zu müssen. Die beyden letzten Theile seiner Bekenntnisse vollendeten endlich das Werk. Izt sind seinem Namen nichts übrig geblieben, als die Ehre der Ruhmsucht, einige schöne Auftritte des menschlichen Lebens, und nur wenige Freunde.

Aber eben die beyden letzten Theile seiner Bekenntnisse, die ihm in den Augen seiner meisten Freunde soviel Schaden gethan haben,

haben, haben meinem Herzen ihn noch werther gemacht. Dieser Lebensweisheit, welche zwar den Genuß der Einbildungskraft und reizbarer Empfänglichkeit unwiederbringlich zerstört, aber sie um so mehr reinigt; diesem Gewinnst an klaren Maximen, welcher nach dem Verluste des Ideals, sich der Vernunft um so warmer aufdringt; dieser Menschenkenntniß, welche man, von den Bekenntnissen einer eröfneten Seele geleitet, gleichsam aus sich selbst und um so angenehmer hervorholt, läßt sich eine innige Theilnahme niemals versagen. Der Gott zerrann vor uns, aber ein Bruder ist uns vollkommener an seine Stelle getreten.

Die späteren Bekenntnisse haben auch noch vor den ersteren den Vorthail voraus, daß sie diese noch glaubwürdiger machen. Die Schilderungen jener jugentlichen Spannung, welche sich jedem Gefühle mittheilen mußten, schienen nur ein sanfter und heiterer Traum, der uns unwillkürlich fortrifs. Die Melodie seiner Vorstellungen, der Zauber seiner Schwärmerey, das stille Feuer, der heimliche Bezug einer einzigen Begierde nach Ruhe und

und heiterer Glückseligkeit, selbst der träge Friede können zu der Höhe erst nach einer Menge von Begebenheiten gelangt seyn, welche wir hier nur in ihren Spuren wiedererkennen. Jener Genuss, so wie er ihn mit seinem Jünglingsalter verbunden darstellt, war das Resultat mehrerer Erfahrungen, einer längeren Lebensdauer, denen er das Angenehme und Lachende in dem Augenblicke des Zeichnens entwandte, um sie in den ersten Zeitpunkt des Daseyns überzutragen. Dieser war nicht so, wie er ihn schildert, sondern er schildert ihn, wie er denselben sich später, als genossen, einbildete. Die Mühseligkeiten und das Elend eines jeden Tages werden durch neue Schmerzen verwischt; aber das Angenehme erhält sich in der Zurrückerinnerung. Er sah seine Jugend als eine verlorene selige Vorwelt an, an der er, rein und unkörperlich herumschwärmend, wie an einem goldenen Zeitalter hing.

Die ersten Theile seiner Bekenntnisse scheinen auch wirklich einem vorigen Leben anzugehören. Nichts findet man davon in seinen späteren Schicksalen wieder; keine

Spur jener Offenheit, jener zärtlichen Weichlichkeit, jener Nachgiebigkeit, die ihm aus einem Arkadien angehören zu seyn scheinen. Eine furchtsame, scheue, menschenfeindliche Dürsterheit hat sie verdrängt, und Rousseau ist nicht Rousseau mehr. Aber keine Revolution in der Welt geschieht in ihrem Inneren plätzlich. Diejenigen Umstände, welche sie immer weiter zu entfernen scheinen, bereiten sie oft langsam und um so sicherer vor.

Wenn es überhaupt möglich wäre, mit ungeschwächter Wahrheit die Gefühle seiner Jugend im späteren Lebensalter sich wiederzuerinnern, so würde man sich über die Geschichte der Seele manches grossen Mannes weit mehr im Reinen befinden. Aber der allein schon stille Fluß vorüberschleichender Stunden, wenn sonst auch kein entscheidender Unfall mit der ganzen Lebensweise auch die Vorstellungen abändert, wäscht die erkaltende Seele von allen Erinnerungen rein; immer nach Genuß und Glückseligkeit haschend, sammelt sie nur frohe und freundliche Augenblicke zusammen, die Entfernung in Zeit und Raum belebt und malt das

Schœ-

Schöne noch lockender aus, seine verhassten Seiten vergehen oder koloriren sich anders, und so ist am Ende jener Nachgenuss der Jugendjahre gebildet, welcher meistens früh sich mit der ängstlichsten, beklommensten Sehnsucht zurück nach ihnen, verbindet. Was jener dem Glücke der Gegenwart sanft und lächelnd hinzufügt, fühlt man wieder durch diesen sich gewaltsam entzogen.

Man sieht es nun aber, wie wenig wahr die Darstellung dieses Zeitpunktes seyn könne. Alle diese haben nur ein einziges Muster, nach dem sie sich bilden, Unschuld und niemals getrübtten Frohsinn; und alle Gemälde der ersten Zeitalter sehen einander gleich. Ein entzückendes Nichtsthun wird über alle ernsthaften Regungen Herr; die kummerlosen Stunden im schönen Genuss seiner höchsten Existenz verschlingen mit stärkern Eindrücken alle Anfälle des Trübsinnes, und man freuet sich seines Lebens, ohne eigentlich weder dies noch seine Freude zu fühlen. Was aus dem Strome ans Land der Zukunft geworfen wird, sind nur Annehmlichkeiten und Gunst des Glückes. Die Er-

Y 2 ziehung

ziehung liegt in den Umständen mehr als in den Menschen, und man wird das was man seyn soll, ohne zu fühlen *wie*.

Was die Menschen in jenem Zeitpunkte auf die Erziehung wirken wollen, müssen sie den Umständen anvertrauen. Diese bemächtigen der Empfänglichkeit sich weit früher und gewisser, als die unmittelbaren Eingriffe des Willens, und alle Ereignisse der Zukunft werden von dem ersten Stosse dieser Zufälle abhängig.

Die Stimmung, welche Rousseau von seiner Erziehung erhielt, findet sich in allen Zusammensetzungen und Lagen seiner Geschichte auch auffallend wieder. Ohne sich von einer dichterischen Einbildungskraft begeistert zu fühlen, welche zur Bildung und Ausschmückung ihrer Gemälde sich nur von der Laune und von unwillkührlichen Eingebungen leiten läßt, mußte er immer erst durch den Anlaß eines empfindlichen Eindruckes aufgefordert werden, sich ihm zu überlassen, alle zufällige Wahrnehmungen zu sammeln, und seinem jedesmaligen Bedürf-

nisse

nisse gemäfs zusammenzustellen. Nie findet man daher jene Bilder und Rührungen in seinen Arbeiten den Kreis der Passlichkeit verlassen, seine bildende Hand schaltet über einen nur geringen Reichthum von Bildern und Vorstellungen mechanisch künstlich, und versteckt in einer Fülle von æusseren Wendungen die innere Kargheit. Dies giebt seiner Sprache die unendlich sanfte und liebliche Ruhe, welche sich des Lesers mit Gewissheit bemächtigt. In einem beschränkten aber weiten Bette gleiten langsam seine Empfindungen hin, und ehe man es will, findet man sich an seine Gedanken mit Blumenketten geheftet, die er nicht wieder aufstöfst, als bis er selbst ermattet.

Iene Schlaffheit, welche seine Jugend so unthätig macht, welche, ohne Arbeit, gekostet zu haben, so früh schon nach einem Ruheplatze herumziehet, stößt in seinem ganzen künftigen Leben auch an die kleinste Schwierigkeit an. Er verfällt von einer Arbeit zur anderen, weil er die jeder von ihnen angehörenden Hindernisse sich nicht zu überwinden getrauet. Bald sehen wir seinen

Wunsch, als Musiker sich Ruhm und Brod zu verschaffen, bald spielt er Schach, und endlich geht er als Gesandtschaftssekretär nach Venedig. In jedem findet seine Furchtsamkeit etwas misliches, seine Trägheit etwas anstößiges. Kein Traum findet sich realisirt, und keine Hofnung erfüllt. Unaufhörlich mit vergangenen Zeiten beschæftigt, muß er den Genuß der Gegenwart und die Ahndung der Zukunft vergessen.

Ein neuerer Schriftsteller *) hat es mit überzeugendem Scharfsinne bewiesen, daß Rousseau ein gebohrenes Künstler-Genie war, mit allen seinen Talenten, Gemüthsgaben, Launen und Eitelkeiten; aber mir scheinen die Eigenschaften desselben, die uns darauf führen, erst später entwickelt. Es waren in früher Jugend noch andere Talente, und zwar selbst solche in ihm, die dem Hange zu der Kunst geradezu entgegenarbeiten; aber die stille Neigung zu einer wollüstigen, durch nichts gestörten Ruhe, welche die Verzärtelungen seiner ersten Erziehung nährten, führte ihn selbst unter den sanften Träumen seiner

*) Herr von Ramdohr.

seiner Seele zu der Ausbildung jener Fertigkeiten, deren der Künstler bedarf. Verlangen nach friedlichem Genuß schließt die Sinne unvermerkt der Wahrnehmung von Schönheit und Grazie auf; der lässige Müßiggang führt am leichtesten zur bequemen Erlernung kleiner mechanischer Künste, zur Uebung des grübelnden Scharffsinnes und zusammensetzender und ausdauernder Einbildungskraft, der Mangel an jeder anderen Beschäftigung, und die Langeweile zur Geduld in der Ausführung. Seine Art zu arbeiten, seine äußerste Sorgsamkeit in der Aufsicht über die kleinsten Verhältnisse seiner jedesmaligen Beschäftigung, der Zug, daß er immer, um zu arbeiten, von einem angreifenden Gegenstande aufgefordert werden mußte, selbst die späte Entwicklung seines Genies, liegen schon in der Art seiner Selbsterziehung vorbereitet. Er kopirte nachmals Noten und Schriften mit eben der Geduld, er verrichtete mit eben der Sorgfalt die kleinsten mechanischen Arbeiten im späteren Alter, mit der er die Träume und Beschäftigungen seiner Jugend zusammensetzte und ausmalte.

Die stille Schwermuth, welche ihn so ganz eigen bezeichnet, das ewig brennende Verlangen nach einem ruhigen Plätzchen, wo er in fesselloser Muse seine Stunden verträumen konnte, ist ein ähnliches Resultat seiner ersten Geschichte. Wie es diese ohne Widerspruch zeigt, so waren diese Träume im Anfange mehr lachend und heiter, als düster; nur nachher gewannen sie jene schmerzliche Dunkelheit. Da er immer nur ein Schäferleben kannte, wo die Menschen mit ihm ganz zusammentrafen, den nemlichen Empfindungen nachgingen und ganz in seinem beschränkten Gedankenkreise, so wie er, sich glücklich fühlten, so sprang er in späteren Jahren als diese Ahndungen der Zukunft sich durch ganz entgegengesetzte Erfahrungen gestört fanden, zum Gegentheil über. Er hatte noch zu wenig gelebt, um dies Extrem mildern zu können, und da ihm alle süßen Bilder der jugendlichen Schwärmerey entwendet wurden, füllte er ihren Platz mit traurigen Vorstellungen aus, auf die ihn ein ungünstiges Schicksal nicht allmählig geleitet, sondern die ihm Unglück ohne Vorbereitung aufdrang. Der schmale Kreis seiner Erfahrungen

gen verleitet ihn überhaupt sein ganzes Leben hindurch zu so gewaltsamen Sprüngen, und man sieht ihn von einem ängstlichen Schwanken zwischen zweyen Grundsätzen, welche er beyde gern begünstigen möchte, unaufhörlich zerrüttet.

Alle seine nachherigen Schicksale und Unternehmungen ernährten diese schwermüthige Neigung. Die sitzende Arbeit beym Notenschreiben, und selbst das Mechanische dieses Geschäftes, welches der gereizten Phantasie bald einen grenzenlosen Tummelplatz aufschliesst, der Drang der Umstände, welche ihm Aufopferung mancher lieben Bequemlichkeit erbot, um seinem Geiste endlich einmal einen festen bürgerlichen Standpunkt zu geben, die Nothwendigkeit sich bey tausend inneren und æußerer Anreizungen zum gesellschaftlichen Leben von den Menschen loszumachen, um von seiner Hände Arbeit in Unabhängigkeit leben zu können, und der daraus nachher entstehende natürliche Hang zur Einsamkeit, alles drückte seine Seele mit einem Gewichte nieder, das sie nur selten wieder emporzuheben vermochte.

Indefs erwacht der glückliche Lebensgenuss in tiefer Ruhe und mäßiger Betrachtung wieder, sobald er nur erst wieder fühlt, er habe sich ihnen mehr genähert. Nach der vorgeblichen Steinigung zu Motiers - Travers, woran Therese, der es im Dorfe nicht gefiel, wohl schuld seyn konnte, nahm er zur St. Petersinsel im Bielersee seine Zuflucht, brachte hier, wie er uns selbst erzählt, zwey Monate damit hin, Musik und Botanik zu studieren, mit einem umgebundenen Sacke auf die Bäume zu klettern, und sein Obst selbst zu brechen, Kolonien von Kanninchen auf die kleine Insel zu führen, oder sich mit gen Himmel gerichteten Augen auf dem Rücken in einen Kahn zu legen, und sich so ganze Stunden bis tief in die Nacht, auf dem See von der Willkühr des Windes und der Wellen umhertreiben zu lassen.

„Wenn der Abend kam,“ sagt er, „verließ ich die Anhöhen der Insel, und setzte mich an das Ufer des Sees in irgend einem heimlichen Winkel auf den Sand nieder. Das Geräusch der Wellen, und die unruhige Bewegung des Wassers beschäftigten alle meine

ne

ne Sinne, und ließen in meinem Herzen keine andere Unruhe aufkommen, sondern machten, daß ich mich in entzückenden Träumereyen verlor, in welchen die Nacht mich, ehe ich es selbst bemerkte, oft überraschte. Das An- und Abprellen der Fluth, das anhaltende, Ruckweis verstärkte Geräusch dieser Bewegung gab meinen Augen und Ohren ohne Unterlaß Eindrücke; und diese Eindrücke vertraten die Stelle innerer Gefühle, die während meines Hinträumens in mir erloschen, und waren zureichend, mich mein Daseyn mit Wohlbehagen empfinden zu lassen, und der Mühe des Nachdenkens zu überheben. Von Zeit zu Zeit stiegen in mir schwache, augenblickliche Betrachtungen über die Unbeständigkeit der Dinge dieser Welt auf, wovon mir die Oberfläche des Wassers ein Bild darbot. Aber diese flüchtigen Eindrücke erloschen gar bald in der Gleichförmigkeit der ununterbrochenen Bewegung, auf welcher ich gleichsam hinschwebte, die mich aber ohne alle thätige Theilnahme meiner Seele, dennoch so angenehm festhielt, daß ich mich ungeachtet der Aufforderung der Zeit und des verabredeten

Zei-

Zeichens, dennoch nicht ohne Mühe von diesem Ort losreißen konnte.“ —

Noch lebhafter ist dies Gemälde an einer anderen Stelle, die ich hier mit *seinen* Worten hersetzen will:“

„Quant le lac agité ne me permettait pas la navigation (seine obenerwähnte) je passais mon après-midi à parcourir l'isle — — m'asseyant tantôt dans les réduits les plus riens et les plus solitaires pour y rêver à mon aise, tantôt sur les terrasses et les terres pour parcourir des yeux le superbe et ravissant coup-d'oeil du lac et de ses rives, couronnés d'un coté par des montagnes prochaines, et de l'autre élargis en riches et fertiles plaines dans lesquelles la vue s'étendoit jusqu'aux montagnes bleuâtres plus éloignées, qui la bornaient. En sortant d'une longue et douce reverie, me voyant entouré de verdure, des fleurs, d'oiseaux et laissant errer mes yeux au loin sur les romanesques rivages qui bordaient une vaste étendue d'une eau claire et cristalline; j'assimilais à mes fictions tous ces aima-

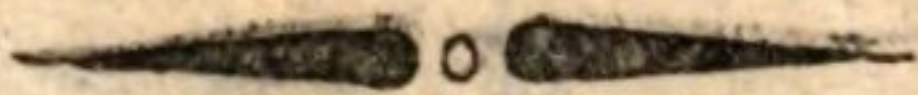
„aimables objets, et me trouvant enfin rame-
 „né par degrés à moi-même, et à tout-ce
 „qui m’entourait, je ne pouvois marquer le
 „point de séparation des fictions aux réalités,
 „tant tout concourait également à me rendre
 „chère la vie recueillie et solitaire que je me-
 „nais dans ce beau séjour. Que ne peut-elle
 „renaitre encore!“ (ruft er endlich aus), Que
 „ne puis je aller finir mes jours dans cette
 „isle chérie, sans en ressortir jamais, ni ja-
 „mais y revoir aucun habitant du continent
 „qui me rappellat le souvenir des calamités
 „de toute espèce qu’ils se plaisent à rassem-
 „bler sur moi depuis tant d’années!“

In dieser Geschäftslosigkeit glaubte er
 seinen höchsten Genuß zu finden, aber der
 heitere Ton der Seele, welcher eigentlich nur
 ermattende Geschäftigkeit im vollen Umfange
 und mit Dauer beglückt, hörte bald wieder
 auf. Er schwärmte allenthalben, von seinen
 eigenen Bildern gestört, rastlos umher, und
 überall paßt die Stelle seiner *Heloise* auf ihn:
 „Thor! wo fliehst du hin! das Gespenst ist
 „in deinem eigenen Herzen!“ —

Indefs traten zur Verstimmung seines Inneren auch noch die äusseren ängstlichen Verhältnisse seiner Häuslichkeit hinzu. Seine Therese, ein doch nur, und besonders nach dem Verlust ihrer jugendlichen Anmuth und Unbefangenheit, welche ihn zuerst fesselte, höchst unbedeutendes Geschöpf, hatte ihn dieser Umstände wegen zwar im Anfange ihrer Verbindung hinreichend zu unterhalten vermocht. Ihre sanfte Nachgiebigkeit passte zu seinen Schwärmeren, ihre Schwäche, die sie ihm ganz anschmiegte, war Bedürfniss für seine Begierde sich mitzutheilen, Frau von Warens hatte ihn an ein weibliches Wesen gewöhnt, das ihn verzog; aber auch unter den reizendsten, einfachsten Genüssen froher Sinnlichkeit und wahrer Geisteserhebung, mußte ihn doch die Vergangenheit zuweilen an das mahnen, was ihm von seiner ersten Geliebten für seinen Enthusiasmus wiedergegeben war, an ihren reinen Sinn, an ihre entzückende Ueppigkeit und an die Wollust des Umganges, der alle Geistesfähigkeiten durch Aufmunterung hebt und verdoppelt.

Zwar

Zwar sagt er, er habe die ersten sechs Jahre des Umganges mit ihr die vollkommenste häusliche Glückseligkeit geschmeckt. „Das Herz meiner Therese war das Herz eines Engels; unsere Zuneigung wuchs mit unserer Vertraulichkeit, und wir fühlten von Tage zu Tage mehr, wie sehr wir für einander geschaffen waren. Wenn unsere Vergnügungen sich beschreiben ließen, so würden sie durch ihre Einfalt Lachen erregen. Unsere einsamen Spaziergänge ausser der Stadt, wo ich einen kostbaren Aufwand von acht bis zehn Sols in irgend einem ländlichen Wirthshause machte; unsere kleinen Abendessen im Raume vor meinem Stubenfenster, bey welchem wir, einander gegenüber, auf zwey Fußschemeln saßen, die wir auf einen Koffer gestellt hatten, der gerade die Breite der Fensterbank einnahm — diese Fensterbank diente uns dann zum Tische; wir athmeten frische Luft ein, konnten die Gegend überschauen, die Vorübergehenden sehen, und obgleich im vierten Stockwerke, dennoch alles auf der Gasse beobachten, ohne uns im Essen stören zu lassen. — Wer kann die Reize ihrer Gast.



„Gastmæler beschreiben! Wer kann sie füh-
 „len? — Sie bestanden, statt aller Gerichte,
 „aus dem Viertel eines grossen Brodes, eini-
 „gen Kirichen, einem kleinen Stückchen
 „Kæse und einem halben Schœpchen Wein,
 „das wir beyde mit einander austranken.
 „Freundschaft, Zutrauen, Vertraulichkeit,
 „Sanftmuth der Seele, wie köestlich ist das
 „Mahl, das durch euch gewürzt wird! Zu-
 „weilen blieben wir da bis Mitternacht sitzen,
 „ohne daran zu denken, dafs es so spæt war,
 „wenn uns Mama nicht erinnerte.“

Aber dies dauerte nicht lange. Mama
 schuf sich immer ein eigenes Interesse, und
 wufste Therese mit in das ihrige zu verwi-
 ckeln. Ueberdem war Therese eifersüchtig
 auf seine Freunde, welche ihr denselben man-
 che Stunde lang Augenblicke stahlen, und
 um ihn inniger noch an sich zu fesseln, mach-
 te sie ihm alle seine Bekannten verhasst. Dies
 muste seine Schwermuth unendlich vermeh-
 ren, und wurde zur ersten Quelle des Men-
 schenhasses, von dem wir nachher alle Ge-
 fühle bemeistert erblicken. Ja zu der Zeit, als
 man sich noch um seine Freundschaft und
 seinen

seinen Umgang ängstlicher bewarb, als sie noch fürchten konnte, ihn einmal einzubüßen, scheint ihre Anhänglichkeit den höchsten Grad der Wärme besessen zu haben; sie hielt sich, trotz aller Anfoderungen und Kunstgriffe seiner Freunde und ihrer Familie ihm treu, und zuerst in der Einsamkeit, wo sie nichts mehr besorgen konnte, gab sie den Eingebungen ihrer Mutter mehr nach. Er fühlte dies auch sehr bald. Ihre Offenheit war verschwunden; ihr Karakter versteckter. Nun lediglich noch auf ein dürftiges, freudenleeres Verhältniß mit einem armseeligen Weibe beschränkt, kroch er immer mehr und mehr in sich selbst zusammen, und sein Mißtrauen gegen alle seine Bekannte vermehrte sich nur bey ihren Versuchen, ihn durch heimliche Wege einem Mismuthe zu entziehen, welchen sie seiner drückenden häuslichen Verfassung zuschrieben. Sein Betragen veränderte sich überdem so wie sein Ruf zunahm, er ward seinen Anhängern durch Hartnäckigkeit lästiger, sein Trotz erhielt ein gezwungenes Ansehen, seine Freunde stießen öfterer an, und allgemach erzeugte sich jene schwarze Idee von einem förmli-

chen Komplotte gegen ihn und seine Celebrität, welcher gewiß niemals statt hatte.

War diese Idee erst wirklich in seiner Seele begründet, so lieferte sie ihn zugleich wirklich in die Hände derer aus, die eine eigentliche Absicht, ihm zu schaden, oder ihn nur zu benutzen hatten. Therese mit ihrer Mutter bekam eine unbeschränkte Gewalt über ihn, und jene Geschichte zu Motiers-Travers scheint lediglich daher ihren Ursprung zu haben. Die Sicherheit war um so grösser, je mehr ihn Entfernung von allem Umgange an diese Familie fesselte. Wenn er missvergnügt aus einer Gesellschaft nach Hause kam, vielleicht durch seine eigene Schuld es geworden, ermangelte man nicht, es auf die Menschen überhaupt zu schieben, und der arme Rousseau blieb künftig zu Hause, um sich an seinen eigenen Grillen zu nähren. Seine zu grosse Schwachheit und Nachgiebigkeit mußten auch unvermerkt Theresen entfernen; denn die Weiber verachten am Ende den immer, welcher ihnen beständig gehorcht, und in ihren Umgange allen eigenen Willen verliert. Rousseau ward immer sonderbarer und

und finsterner, und bald war sein späterer Charakter gebildet.

Die wirklichen Verfolgungen, welchen seine Schriften ihn aussetzten, kamen zu den eingebildeten hinzu, seinen Mißmuth wie seine Arroganz zu erhöhen. Der Gedanke, nun ein Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu seyn, dehnt beyde zu einer unglaublichen Gröſſe aus, und verleitet ihn zu wiederholten Schritten, die ihn noch tiefer in Unfälle stürzen, ohne ihn derselben verdienter zu machen. Er irrt von Orte zu Orte herum, und bringt sich muthwillig selbst um die Ruhe, die er nie aus den Augen zu lassen vorgiebt. Immer scheint er nur darin zufällig verwickelt, aber seine Eitelkeit, dem Publikum immer merkwürdig zu bleiben, sein Eigensinn, der ihm mehr Ueberlauf zuziehet als abweist, hängen mit schmerzhaften Ereignissen zusammen, welche ihm die Träume der Vergangenheit immer lebhafter auffrischen, und das Gefühl der Gegenwart immer unerträglicher machen.

Seine natürlichen Anlagen waren die eines harmlosen Träumers. Zwar verrath mancher Jugendstreich einen boshaften Knabenmuthwillen, manche Unternehmung eine unerwartet leichtfertige Gewandheit, aber man sieht ihn doch, ohne Seelenerhebung, immer schläfrig, træg und schüchtern die Bahn der schlaffen Zufriedenheit fortwandeln, auf der er nur selten, von einem Funken zukünftiger Celebrität und Gröesse überrascht, einmal stillsteht. Zuweilen gehört es zu seinen Träumen, berühmt zu seyn, aber seine schönsten Jahre verstreichen in einer üppigen Schwelgerey und Verzärtelung.

Bey Frau von Warens gewinnt er seinen Hang zum weiblichen Geschlechte zuerst. Ohne einer einzigen Leidenschaft heftig anzuhängen, läßt er sich nun gern verziehen, und gewöhnt sich an die Liebkosungen des anderen Geschlechtes, ohne ihm lange etwas dafür wieder zu geben. Es ist ein passiver Genuss, und selbst als er älter wird, fängt er an, im Vergnügen so viel zu grübeln, daß der günstige Augenblick ihm darüber verstreicht. Signore Janotto, sagt ihm seine venetia-

netianische Liebschaft mit Recht, *lascia le donne, e studia la matematica*. Zu sehr seinen Idealen hingegeben, findet er in der Wirklichkeit nichts für seinen Geschmack, und doch läßt er sich zuweilen unwillig von seinen Bedürfnissen überraschen. So wird seine Therese le Vasseur zuerst seine Beyschläferin und dann freywillig sein Weib. Er ist im Anfange unaussprechlich glücklich mit ihr; sie giebt seinen Schwärmereyen nach, sie hat Verstand genug, seinen Schwächen zu schmeicheln, sie sorgt für seine Sinne. Seine Häuslichkeit und die mit ihr verdoppelten Bedürfnisse ziehen eine Zeitlang seine Ideen vom drückenden Herumschweifen ab, stillen seine Unruhe, heben seine Zerstreuungen auf, seine Thätigkeit erwacht, und er fängt an, sich in ihr glücklich zu fühlen. Aber nur im Anfange war diese Verbindung für ihn so voll von heiteren Freuden, später hin drücken ihn schmerzhaft Folgen.

Auch ein lebhafteres Gefühl seines eigenen Selbstes erweckt ihn auf einmal aus seiner Mattigkeit. Er geräth in Paris mit den größten Köpfen, einem Diderot, und meh-

reren Encyclopædisten in eine enge Verbindung, sein Ehrgeiz erwacht; leicht von einem Gegenstande zur Nachahmung hingerissen, steht er auf, um zu einem Muster der Moral sich zu erheben. Sein Ruf wird lauter, und er so immer mehr der Gegenstand des Neides und einer ungebrochenen Verfolgung.

Selbstgefühl, oder ich will auch sagen, jene Selbstsucht Rousseaus, welche in der Verzärtelung erster Erziehung ihren Grund hat, wird auch nachher zu allen seinen Fehlern die tiefste und wirksamste Veranlassung. Die Quelle, woraus zugleich seine warmsten Empfindungen entspringen, alle seine heitersten Freuden, seine reinsten Entzündungen, giebt auch einer Kälte den Ursprung, welche ihn von den natürlichsten Gefühlen abwendig macht. Ein Genuß seiner Kräfte, vielleicht nicht, so wie sie sich äußerten, sondern wie sie sich, zwangloser, hätten äußern können, macht ihn ungerecht gegen die Gefühle anderer Menschen, die er in den seinigern gern hätte mitunterdrücken mögen.

Man betrachte die ihm so sehr zum Vorwurf gemachte Geschichte seiner mit Theresen erzeugten Kinder, die er ihrer Mutter gleichsam vom Busen reißt, um sie dem Findelhaufe anzuvertrauen. Er entschuldigt zwar diesen Fehler, aber gewiss nur mit Gründen, die er erst später erfand, wo die Zeit und die Entfernung von jenen so gemischten Gegenständen die ersten Gefühle der Natur schon lange verwischt hatte. Seine Lage war drückend, aber seine Bequemlichkeit, sie nicht verlassen zu wollen, noch grösser. Er verabscheuet jede Veränderung darin, die ihn seinem alten Gedankensysteme, seinen Grillen und dem Laufe der Einbildungskraft entfremden könnte, und opfert lieber eine augenblickliche Aufwallung hin. Sein hoher Sinn für alles Gute, Edele und Schöne äussert sich nur dann, wenn es sich mit Mühe ausüben läßt, und den Eindrücken des Augenblicks der Furcht einer lästigeren Zukunft kann er nicht widerstehen. Ueberhaupt scheint dieser Sinn die Frucht einer Krankheit zu seyn, die in den Augenblicken, wo sie nachläßt, ihn zu Harten verleitet. Nur auf eine geringe Menge von Be-

dürfnissen eingeschränkt, glaubt er auch in diesen zugleich ein Recht zu haben, für ihre Befriedigung alles hingeben zu dürfen. Ruhige Spekulation, eine gewisse Verwöhnung seiner Freunde, ein Nachgeben seiner Grillen, und selbst eine Unzufriedenheit mit den Menschen, welche ihn, nun zur Gewohnheit geworden, mit sich um so zufriedener macht, haben sich so sehr seines Wesens bemächtigt, daß es ganz aufhören zu müssen scheint, wenn eins von ihnen sich davon trennen sollte. Kann man es ihm nicht verzeihen, daß er hier ein schreckliches Opfer seiner Erziehung wird, daß er sich von natürlichen Empfindungen trennt, um sich von einer erkünstelten Nothwendigkeit um so gewaltsamer fortreißen zu lassen, und daß überhaupt jene Gefühle jenseits eines gewissen Zeitalters der Jahre, ausserhalb dem schönen Glücke der Häuslichkeit, matter und unwirksamer sich äußern.

Es ist wahr, er sinkt hier noch tiefer, als zur Gewöhnlichkeit der Menschennatur herab. Aber hört er darum auf, ihr doch anzugehören? Manche der menschlichsten,

man-

manche der bezauberndsten und wohlthätigsten Tugenden hat in einem Fehler ihren Grund! Und welches der schönsten Güter des Lebens, wenn es auch nur aus bloßen Gefühlen besteht, wird ohne eine Aufopferung anderer Güter erkaufte? Der Geist bereichert sich an Gröſſe nur durch manches Unglück, in das er alles um sich her verwickelt, und gelangt niemals zu dem Ueberblicke, der die Erhabenheit seines Ursprunges bezeichnet, als durch die Hingabe vieler für die meisten Menschen sehr wichtiger Kleinigkeiten. Dies ist nicht ganz hier der Fall; aber man kann die Stimmung, die jenes veranlaßte, als einen Ersatz für seinen Charakter ansehen. Sie befreundete ihn am innigsten mit jener höheren Tugend, die sich, mit sich selbst befriedigt, von den Menschen abkehrt, und er schlopfte zum Theil die Neigung aus ihr, da stiller Lehrer zu werden, wo er sich zu schwach fühlte, mit ganzer Kraft handeln zu können.

Und ich getraue mir nicht, zu entscheiden: was konnte der Nachwelt nützlicher seyn? durch eine gute, menschliche Hand-

Handlung, die man weniger achtete, weil sie zu natürlich war, sich unter seinen Freunden und Bekannten ein mit ihnen vergänglichendes Denkmahl zu stiften, oder, ein stiller Lehrer der Menschheit auch ausserhalb dem Kreise derer, die seine Lebensgeschichte wußten, Geister zu erheitern, und Herzen zu erwärmen? Konnte eins ohne das andere nicht seyn, wurden die Handlungen jener von den Aufwallungen dieser Neigung vernichtet, welches war dann das wertheste und nothwendigste? Man urtheile doch nicht, von klassischen Banden in einem elend engen Wirkungskreise gehalten, über die Ausbrüche einer gekränkten Stimmung, und selbst einer Ehrfurcht, die sich der ganzen Welt weit näher angehörig fühlen!

Freylich hat er bey den freywilligen Opfern, welche er diesen bringt, nur wenig Verdienst. Die Bedürfnisse anderer, Wohlstand und äussere Ehre verachtet und giebt er hin, aber sie kosten ihn nichts. Seine ganze Natur ist ihnen fremd, oder er hat sich ihnen in der Art seiner Erziehung schon lange entwöhnen müssen. Die kleinen Nothwendigkeiten

keiten, an deren Erfüllung er sich selbst gefesselt hat, reißen ihn hingegen über alle Empfindungen hin, und machen die edelsten Gefühle und Ahnungen der Natur schweigen. Er kümmert sich um Gehalte und Unterstützung nicht, die er nicht nöthig zu haben glaubt, und die er hätte annehmen sollen, um seine Kinder selbst und besser erziehen zu können. Aber welche Kämpfe gehen allen seinen Handlungen vorher! Der gedrückte Geist krümmt sich unter allen Anfallen höchst gewaltsam, und fällt unter der Nothwendigkeit seiner Natur, nur ein Opfer der rührendsten Menschlichkeit.

Rousseaus Charaktergemälde ist in dieser Rücksicht überhaupt nur eine Zeichnung aus der allgemeinen Menschennatur gehoben, so wie Sittlichkeit sie verderbt, und Erziehung sie verschoben hat. Allen Menschen sind Gefühle von Edelmuth und Größe eigen, worauf Rousseau nur, weil er sie bey andern weniger wahrnimmt, stolzer ist; bey allen behindert Eigenliebe aber mehr oder weniger ihren Ausbruch. Die Empfänglichkeit für die Veranlassungen sie zu zeigen wird enger und

und stumper, je mehr das Selbstgefühl auch zu Selbstbetrachtung verleitet. Ohne misslungene Pläne, ohne gescheiterte und verkannte Ansprüche gehöret dieser Gattung verzärtelter Seelen die ganze Welt an, und sie umspannen den Erdkreis mit Liebe, wenn nicht irgend eine Rücksicht auf ihr eigenes Ich sie zurückhält. Das Uebel wird aber um so schlimmer, die Beleidigung ihrer Ansprüche um so schwerer und empfindlicher, je mehr sie sich innerhalb einer gewissen Sphäre beschränkt halten. Ganz so stellt auch Rousseau sich dar. Die Augenblicke eines von fremden Eingriffen ungestörten Genusses seiner selbst, gehören allen Menschen zugleich mit an, und er haßt sie nur, von ihnen in seinen Rücksichten gekränkt.

Indess war es natürlich, daß der Druck dieser Eigenheiten, seine so äußerst zarte und leicht zu beleidigende Empfindbarkeit von ihm auch manche seiner Freunde entfernte; und so liegt in der Folge der Ursach nur noch eine Verstärkung der letztern. Er fühlt sich gekränkt; ein allgemeines Missvergnügen macht ihn gefühlvoller für sich; er wird

wird kälter gegen das, was ihn umgiebt; sein Hang, abgefondert und *einsam* zu *scheinen*, macht ihn *wirklich verlassen*. Seine Empfindlichkeit hat überhaupt nichts für das Wohlwollende, Gefallende eines freundschaftlichen Menschenanlockenden, Menschenerheiternden Umgangs; oft ganzlich und beleidigend stumm, will er nichts dafür geben, worauf doch seine Forderung dringt; abwechselnde Launen machen seine Freunde immer in seinem Karakter ungewisser, und da er endlich über die Ursach seiner Abgeschlossenheit nachdenkt, sind schon alle Mittel unwiederbringlich verloren. Ausser dem abschleifenden Zirkel der grossen Welt erzogen, und nur von seinen selbsterschaffenen Vorstellungen genährt, weiss er nichts von den annehmlichen kleinen Zauberkünsten freundschaftlicher Verständnisse, und durch Nachgiebigkeit verzogen, verschliesst er auch das in sich, was diese einigermaassen zu ersetzen vermöchte.

Aus demselben Grunde sieht man Rouffeau mit weit mehr Behaglichkeit beyin weiblichen Geschlechte verweilen, besonders da, wo er

Bieg-

Biegsamkeit für seine Ideen, Duldsamkeit für seine Launen und Schwächen, Gefühl für die Eigenthümlichkeit seiner Gefühle, Schwärmerey für seine Schwärmerey antrifft. Die Dienste, welche ihm eine Freundin erweist, werden mit weit mehr Wärme in seinem Gedächtnisse niedergelegt, als alle wirklich weit wichtigeren Aufopferungen seiner Freunde. Die Delikatesse, mit der ihm jenes Geschlecht seine Gunstbezeigungen darbietet, ist ihm unverdächtiger, selbst ihre Eigenheiten, ihr kleiner Dünkel und Trotz, den er am männlichen niemals verträgt, macht die Weiber ihm rührender, und oft sieht man ihn, ohne daß er es bemerkt, wenn besonders irgend ein Ehrgeitz hinzukommt, von einer harten Despotie grausam und doch geduldig beherrscht.

Dem Zeitpunkte, wo er für wirkliche Liebe wieder erwacht, sehen wir einen andern vorangehen, der diesem Genuße, dieser Begeisterung, diesem schwelgenden Leben in Gegenständen, mit denen er sich verwandt fühlt, seine ganze Stimmung wohlthätig vorbereitet. Die wirklichen Wesen, welche ihre

Arme

Arme ihm nachher entgegenbreiten, sind nur Stellvertreter von andern, mit denen er schon lange gelebt hat, und verdrängen eine ganze lebendige Welt ætherischer schöner Gestalten.

Als er sich aus der Stadt zum Landleben hinausgerettet hat, als der Gesang der Nachtigallen sein Ohr wieder zum erstenmale berührt, als er alle seine Leiden zu Ende, alle seine Wünsche und Ahndungen erfüllt glaubt, schließt auch seine Seele zugleich sich dem paradiesischen Genuße seines eigenen Selbsts auf. Eine gespannte Einbildungskraft, eine tiefe Fühlbarkeit und der unerschöpfliche Vorrath von Träumen und Ahndungen, an dem er nun schon sein ganzes Leben hindurch gesammelt hat, schaffen ihm nun eine Welt, eigen seiner Art zu empfinden, und für sie allein nur befriedigend. Welche Wollust daher, mit ihr nach seinen Gestalten zu jagen, und seine Welten bilden zu helfen.

Aber es konnte doch nicht lange dauern, so mußte er in die wirkliche Welt zurückkehren. Und was fand er *hier* mit seinem

nem Bedürfnisse zu lieben! Therese verstand ihn nicht, und mit den übrigen Menschen glaubte er sich auf immer entzweyget. Eine süsse Schwermuth, die aus dem hinreissenden Gefühle des Alleinseyns entsteht, bemeistert sich seiner Empfindungen, und er kehrt unter seine Ideale zurück, um von neuem aus allen sich ein Wesen zusammenzusetzen, an das seine ganze Seele sich hängen kann. Er will es sich immer vergegenwärtigen. Er will es selbst genießen, wenn seine Einbildungskraft stumpf und ermattet ist. Und seine *Fule* entsteht; dieser Liebling seiner Seele beschäftigt ihn ganz, und scheint ihn vollkommen wieder glücklich zu machen.

„In Venedig,“ sagt er, „in dem Gange öffentlicher Geschäfte, — — in Paris, im Strudel grosser Gesellschaften, bey schwelgerischen Abendtafeln, im Glanz der Schauspiele, im Dufte des Weihrauchs — da, und aller Orten, kamen die Schatten der Gebüsche, die Bäche, meine einsamen Spaziergänge in mein Gedächtniß zurück, machten mich zerstreuet, niedergeschlagen, preßten mir Seufzer ab, und erregten Sehnsucht

„sucht in mir.“ — Aber wie er auch alle die Freuden seines ländlichen Aufenthaltes genoß, fiel er in ein schmerzliches Nachsinnen über den Zeitpunkt, zu dem er nun gekommen war. „Wie war es möglich, daß ich mit einer Seele, die von Natur aller Ausdehnung fähig, einer Seele, der Leben und Lieben eins war, bis dahin noch nicht Einen Freund gefunden hatte, der ganz mein gewesen wäre; nicht Einen wahrhaften Freund für mich, dem ich mich so ganz geschaffen hätte fühlen können, eben so sehr Freund zu seyn! Wie war es möglich, daß mit so entzündbaren Sinnen ich nicht wenigstens einmal von dieser Flamme für einen bestimmten Gegenstand ergriffen wurde? Zernagt von dem Bedürfnisse, zu lieben, ohne dies je vollkommen befriedigen zu können, sah ich mich die Pforten des Alters erreichen und sterben, ohne gelebt zu haben.“

„Diese Gedanken beschäftigten mich in der schönsten Jahreszeit, im Monat Junius, unter frisch belaubten Büschen, bey dem Gefange der Nachtigall und dem Riesel der Bäche. Alles trug dazu bey, mich wieder

„in jene zu verführerische Weichlichkeit zu ver-
„senken, für welche ich gebohren war, von
„der mich der harte und strenge Ton,
„in welchen mich eine lange Gährung ge-
„stimmt hatte, auf immer hatte zurückbrin-
„gen sollen. — Bald sah ich um mich her
„sich alle Gegenstände versammeln, die mir
„in meiner Jugend das Herz gerührt hat-
„ten. — Ich sah mich umgeben von einem
„Serail von Houris — alte Bekanntschaften,
„für die das lebhafteste Gefühl mir nicht
„fremd war. — Aber die Unmöglichkeit,
„wirkliche Wesen zu erreichen, verschlug
„mich in ein Land von Hirngespinnsten, und
„da ich nichts Existirendes um mich sah, das
„meines Taumels werth gewesen wäre, so
„nährte ich ihn in der idealischen Welt, die
„bald durch meine Einbildungskraft mit We-
„sen, nach meinem Herzen, bevölkert wurde.
„Nie fand ich diese Hülsquelle zu gelegene-
„rer Zeit, und nie war sie ergiebiger. In
„meinen immerwährenden Ueberspannungen
„berauschte ich mich Stromweise mit den won-
„nevollsten Gefühlen, die je in eines Men-
„schen Herz gekommen sind.

„Ich

„Ich vergaß ganz die Menschengattung,
 „schuf mir Gesellschaften von vollkommenen
 „Kreaturen, so himmlisch durch ihre Tugen-
 „den, als durch ihre Schöenheit, sichere, zärt-
 „liche, treue Freunde, wie ich sie hier unten
 „nie antreffen konnte. Ich fand soviel Ge-
 „schmack daran, auf diese Weise im Himmel,
 „mitten unter bezaubernden Gegenständen,
 „die mich umgaben, fortzuwandeln; daß
 „ich ungezählt Stunden und Tage damit hin-
 „brachte, das Andenken an alle übrigen Din-
 „ge verlor, mir kaum die Zeit nahm, in
 „Eil einen Bissen zu essen, und nur vor
 „Begierde brannte, zu entfliehen, um mei-
 „ne geliebten Gebüfche wieder zu errei-
 „chen.“ — —

„Ich malte mir die Liebe und Freund-
 „schaft, die beyden Gottheiten meines Her-
 „zens in den schönsten und herrlichsten Ge-
 „stalten. Ich fand Wonne darin, sie mit al-
 „len Reizen des Geschlechtes auszuüben, das
 „ich immer angebetet hatte. Ich schuf lieber
 „zwey Freundinnen als zwey Freunde, weil
 „das Beyspiel, wenn gleich seltener, doch
 „auch liebenswürdiger ist. Ich begabte sie

„mit Gemüthsarten, die zu einander stimm-
 „ten, aber doch verschieden waren; mit Ge-
 „stalten, die nicht vollkommen schön, aber
 „nach meinem Geschmack waren, und die
 „durch Wohlwollen und Empfänglichkeit für
 „feine Gefühle belebt wurden. Ich gab der
 „Einen braune, der Anderen blonde Haare;
 „jene war lebhaft, diese sanft; die Eine klug,
 „die Andere schwach, aber auf eine so rüh-
 „rende Art schwach, daß die Tugend da-
 „durch zu gewinnen schien. Der Einen gab
 „ich einen Geliebten, dessen zärtliche Freun-
 „din die Andere war, wenn nicht noch etwas
 „mehr; aber ich ließ keine Mitwerbung, kei-
 „nen Zwist, keine Eifersucht statt haben, weil
 „ich mir Gewalt anthun muß, irgend ein
 „peinliches Gefühl mir vorzustellen, und ich
 „dies lachende Gemälde durch nichts ver-
 „finstern wollte, was die Natur herabwür-
 „digt. Eingenommen von meinen beyden
 „bezaubernden Mustern, setzte ich mich selbst
 „in Gedanken, soviel als möglich, in die
 „Stelle des Liebhabers und Freundes; aber
 „ich schuf ihn lebenswürdig und jung, und
 „gab ihm dabey die Tugenden und die Man-
 „gel, die ich an mir bemerkte.“

„Um

„Um meine Leute in einen Aufenthalt
 „zu versetzen, der sich für mich schickte,
 „musterte ich in Gedanken nach der Reihe die
 „schönsten Gegenden, die ich auf meinen
 „Reisen gesehen hatte; allein ich fand kein
 „frisches Laub, keine herzerührende Landschaft
 „ganz nach meinem Sinne. Die Thäler
 „Theßaliens würden mich befriedigt haben,
 „wenn ich sie gesehen hätte; aber meiner Ein-
 „bildungskraft, die müde war etwas zu er-
 „finden, behagte ein wirklicher Ort zum Ru-
 „hepunkte, um mich über das wirkliche Da-
 „seyn der Bewohner zu tauschen, die ich da-
 „hin versetzen wollte. Lange dachte ich an
 „die boromäischen Inseln, deren bezaubern-
 „der Anblick mich entzückt hatte; allein ich
 „fand für meine Leute da zuviel Kunst und
 „Verzierung. Ich bedurfte indess eines Sees,
 „und wählte am Ende den, um welchen
 „mein Herz herumzuirren, niemals aufgehört
 „hatte. Ich setzte mich an dem Theile seiner
 „Gestade fest, wo meine Wünsche mir schon
 „lange einen Wohnplatz geschenkt hatten.
 „Der Kontrast in der Ordnung der Gegen-
 „stände, der Reichthum und die Mannichfal-
 „tigkeit der Lagen, die Pracht, die Majestät

„des Ganzen bestimmten mich vollends, und
 „ich ließ meine jungen Mündel in Vevay
 „wohnen.“ — — —

„Nachdem ich meinen Plan im grœbern
 „angelegt hatte, kam ich nun zur Ausarbei-
 „tung der einzelnen, entworfenen Situatio-
 „nen; und aus der Anordnung derselben ent-
 „standen dann die ersten beyden Theile der
 „*Julie*, welche ich während dieses Winters
 „mit unbeschreiblichem Vergnügen verfertigte
 „und ins Reine schrieb. Ich nahm das schön-
 „ste Papier, auf dem Schnitte vergoldet, dazu,
 „streute herrlichen himmelblauen und Sil-
 „berfand darauf, und nähete meine Hefte
 „mit blauer Seide zusammen — kurz! ich
 „fand nichts zierlich, nichts galant genug
 „für meine reizende Mädchen, in die ich,
 „gleich einem zweyten Pygmalion, vernarrt
 „war. Jeden Abend, wenn ich behaglich
 „am Kamine saß, las ich den Hofmeisterin-
 „nen unaufhörlich aus diesen beyden Theilen
 „vor. Die Tochter sagte nichts, schluchzte
 „aber mit mir, voll inniger Rührung; die
 „Mutter hingegen, welche keine feinen Kom-
 „plimente darin fand, verstand nichts davon,
 „blieb

„blieb ruhig, und begnügte sich, wenn einen Augenblick lang alles still war, mir jedesmal zu wiederholen: das ist recht schön, mein Herr!“

Während dieser Arbeiten erscheint die Gräfin von H., zwar nicht sein Ideal an Schönheit und Vollkommenheit, aber mit allen kleinen rührenden Reizen reichlich geschmückt, welche auf Rousseau's Herz Ansprüche haben; unbefangen, fröhlich, biegsam und sehr geneigt, seinen Schwärmereyen nachzugeben, und die Ausbrüche seiner Liebe zu hören, weil sie mit ihm von der ihrigen sprechen möchte. Und mit welcher Liebe erwiedert er ihre Aufopferungen; wie rein, wie ganz in Gefühlen zerfließen, wie ohne allen Willen mehr, ganz aufgelöst in ihr, wie uneigennützig! Alle Anforderungen seiner Sinne reden nur leise in diesem bachantischen Taumel seiner inneren Empfindungen. Alles ist ihm heilig, alles fodert Gegenliebe, und doch liebt alles in ihm, ohne sich wiedergeliebt zu sehen, alles genießt, ohne sich wieder genossen zu wissen. Keine Zärtlichkeit konnte reiner, keine hingebender seyn. „Wir

„waren beyde trunken vor Liebe,“ sagt
 Rousseau, „sie für ihren Geliebten, ich für
 „sie; unsere Seufzer, unsere wonnevollen
 „Thränen vermischten sich. Bey der süssesten
 „Vertraulichkeit hatten unsere Empfindungen
 „so viel Aehnliches, daß es unmöglich war,
 „nicht einen Vereinigungspunkt zu treffen;
 „und doch vergaß sie sich, mitten in dieser
 „seeligen Trunkenheit, nie einen Augen-
 „blick; und ich betheuere, ich schwöre es,
 „wenn ich, durch meine Sinne irregeführt,
 „zuweilen den Versuch gewagt habe, sie zur
 „Untreue zu verleiten; so habe ich es doch
 „niemals wirklich gewünscht. Die Hestig-
 „keit meiner Leidenschaft selbst, war ein Mit-
 „tel, sie im Zaume zu halten. Die Pflicht der
 „Verläugnung hatte meiner Seele einen hohen
 „Schwung gegeben; der Glanz aller Tugen-
 „den zierte in meinen Augen den Abgott
 „meiner Seele; sein göttliches Ebenbild zu
 „entweihen, das hieß ihn vernichten. Ich
 „hatte das Verbrechen begehen können;
 „hundertmal beging ich es in meinem Her-
 „zen; aber Sophien herabzuwürdigen? ach!
 „das vermochte ich nie! Nein, nein! ich
 „habe es ihr selbst so oft gesagt, wäre ich
 „Mei-

„Meister gewesen, meine Leidenschaft zu befriedigen; hätte sie selbst ihren Willen meiner Willkühr überlassen, so würde ich aufser den Augenblicken von Geistesabwesenheit um diesen Preis nicht haben glücklich seyn wollen.“

Aber Sophie fühlte auch diese Liebe. „An ihrer Seite,“ fährt Rousseau fort, „auf einer Rasenbank, unter einer Akazie voll Blüthen, fand ich, um die Bewegungen meines Herzens auszudrücken, eine Sprache, die ihrer wahrhaft würdig war. Es war das erste und einzigemal in meinem Leben; aber ich redete erhaben, wenn man das so nennen darf, was die allerzärtlichste und feurigste Liebe lebenswürdiges und verführerisches in ein menschliches Herz senken kann. Welche berauschende Thränen vergoß ich auf ihren Knien! Wie viele liefs ich sie wider Willen vergiessen! Endlich rief sie in unwillkührlicher Entzückung aus: „Nein! nie war ein Mann so lebenswürdig, und nie liebte ein Liebhaber, wie Sie! Aber ihr Freund St. L. hört uns, und mein Herz kann nicht zweymal lieben.“ Ich schwieg,

und seufzte; „ich umarmte sie. — Welche „Umarmung! Aber, dabey blieb es. Seit „sechs Monaten nun lebte sie allein, das „heißt, entfernt von ihrem Liebhaber und „von ihrem Gemahle; seit dreyen sah ich sie „fast täglich, und immer war die Liebe der „dritte Gesellschafter. Wir hatten einander „gegenüber zu Abend gespeist; wir waren „allein, im Mondenscheine, in einem Hölz- „chen; und nach einer zweyständigen, „äußerst lebhaften und zärtlichen Unterre- „dung, ging sie, mitten in der Nacht, aus „diesem Bosquet, und aus den Armen ihres „Freundes, eben so unberührt, eben so rein „an Leib und Seele heraus, als sie hineinge- „gangen war.“

Dieser reizende Taumel hält ihn eine Zeitlang ganz in seinen Banden. Wie er aber endlich zu einer Betrachtung seiner Lage wieder erwacht, so verschwindet auch auf einmal der beseeligende, himmlische Zauber. Er fühlt nun, daß er alt ist, und glaubt sich durch diese Leidenschaft in den Augen seiner Freunde lächerlich gemacht zu haben. Seine Geliebte wird auch wirklich, weil er geplau-
dert

dert hat, seinerwegen das Mährchen der Stadt, und bricht den Umgang mit ihm ab. Empfindlich sucht er sich an seinen Freunden im voraus zu rächen. Iene empörende Szenen mit der Mad. D'-y, seiner alten Wohlthäterin, und der Besitzerin seiner Einsiedelei entstehen daraus, und die Folge davon ist, daß er jene edle, ihm wirklich gewogene Frau schmerzlich beleidigt, und diese verläßt. Wer findet aber in allen diesen für uns kränkenden Auftritten nicht den gewöhnlichen Gang eines mißtrauisch-gemachten, sich selbst verschießenden Herzens?

Wie sehr ihn seine Eitelkeit stimmte, zeigt sein nachheriger Aufenthalt bey dem Marschall von Luxemburg. Hier ward er wieder verzärtelt; die Marschallin that alles zu seiner Aufheiterung; ihr Gemahl erschöpfte sich in Liebkosungen, und Rousseau war bald wieder im Gleise seines Frohsinnes und seiner Heiterkeit. Selbst seine Bequemlichkeit opfert er dieser Verbindung nicht selten auf. Aber nicht immer erhält er sich in dem Karakter eines grossen Mannes, und seine Ungewohntheit, mit der grossen Welt umzugehen, läßt ihn

ihn tausenderley Inkonssequenzen machen. Die Celebrität, die er sich durch diesen Umgang zu erwerben vermeynt, führt ihn zugleich auf ein schlüpfriges Eis, auf dem er sich nicht lange, ohne Fallen, zu erhalten versteht.

Immer befindet er sich mit seiner Ehrsucht im Kampf. An seine Unfälle gewöhnt, wurden sie bald Wollust für ihn, indem sie ihn den Augen der Welt interessant zu machen schienen. Er kümmert sich auf diesem Punkte um keine alten Freundschaften und Verbindungen mehr, und stürzt sich aus seiner Ruhe, die er im Grunde zu lieben aufgehört hat, in neue Uebel, um der Aufmerksamkeit der Welt eine neue Richtung zu geben. Seine Briefe vom Berge verjagen ihn aus Neuchatel, seine Projekte für die Korfen, aus der St. Peterinsel. Sein Herumtreiben in der Welt hat für ihn aufgehört ein Uebel zu seyn, und in jeder neuen Begebenheit sieht er nur einen neuen Zuwachs zum Ruhme, eine Vermehrung der Theilnahme aller Welt und des allgemeinen Bedauerns.

Alle die Keime der nachherigen so grossen Zärtlichkeit seiner Gefühle hatten zu einer ganz andern Richtung entwickelt werden können, wenn die Erziehung der Umstände anders gewesen wäre. Dies zeigt das, was diese wirklich geworden sind, und was sie in manchen Augenblicken waren. Als er die Preisfrage gelesen hatte: Ob die Wissenschaften die Sitten verdorben oder gereinigt hätten, so „sah er,“ wie er sich ausdrückt, „eine ganz andere Welt vor sich. Er wurde ein anderer Mensch. Seine Gefühle stimmten sich mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in den Ton seiner Gedanken; alle seine kleinen Leidenschaften wurden erstickt durch den Enthusiasmus für die Wahrheit, für die Freyheit, für die Tugend, und diese Gährung erhielt sich in seinem Herzen länger als vier oder fünf Jahre hindurch, in einem so hohen Grade, als sie vielleicht nie in einem andern Menschen Platz gehabt hat.“

Und was ist nun das kurze Resultat dieser ganzen Untersuchung? — Man thut ihm Unrecht, ihn ein vollkommenes Muster der Tugend zu nennen; aber noch mehr, wenn

wenn man in ihm ein schönes Vorbild derselben erkennt. Seine selbstgeschaffenen Leiden führen weit sicherer, als die lautersten Vorschriften aller Moral; seine Tugenden sind anziehender, weil sie menschlicher sind, sie fordern dringender zur Nachahmung auf, weil sie Resultate herzerschütternder Kämpfe sind. Und wen fesselt nicht seine himmlische Güte, wenn sie auch nur unter Idealen sich äußert, die Reinheit seiner Phantasie, das liebliche Feuer seiner Liebe und Freundschaft! Auch der Schmerz, dem er sich absichtlich unterwarf, wird rührend in seinen Folgen; die lässige Hingebung in den Strom seiner Schicksale fodert verwandte Kräfte auf, und jedes Erwachen alter Bilder, sonstgefühlter Aufmunterungen, sonstbefolgter Empfindungen zaubert ein zärtliches Mitgefühl im Herzen hervor, das über alle seine Fehler zu dem Ziele, das seinen Anlagen unter anderen Umständen erreichbar war, sanftmüthig hinwegblickt. Und ist dann der Mensch über sich Herr? Kann er eine einzige Idee, eine einzige Empfindung hervorbringen, wann und wo er sie will? Und ist das Leben nicht ein Strom, in welchen wir von den Umständen

den gestossen, rauh gemacht, oder abgeschliffen, ohne alle Willkühr das werden, wozu uns der Genius unseres Lebens bestimmt!

Zehntes Kapitel.

Wohlstand des Landes.

U ngeachtet der grossen inneren Mängel, welche ich, als die Bevöelkerung der Schweiz hindernd, nachher näher entwickeln werde, ist dies Land doch um ein grosses Theil volkreicher als man auswärts gemeiniglich annimmt. Man schätzt mit Recht die Anzahl der Einwohner ohngefähr auf 2 Millionen, wenn man diejenigen dazu rechnet, welche sich im Auslande befinden; eine für die Kleinheit des Landes ziemlich ansehnliche Menschensumme.

Doch nehmen alljährlich die Klagen über vermehrte Entvöelkerung zu, welche
auch

auch in mehreren Umständen ihre Ursachen hat.

Zuerst liegen sie in der fast in allen Kantonen eingerissenen Lebensart, die, wenn sie auch den Körper der Eingeborenen nicht sichtbar schwächt, doch auf die Kindermenge nicht ohne Einfluss seyn kann. Man heyra-
thet viel zu früh, und auf den Dörfern stirbt manche Mutter und manches Kind, wegen Mangel an vernünftiger Hülfe bey der Geburt. Neue Einwohner ersetzen selten diesen Abgang, und in manchen Städten ist das Bürgerrecht nicht nur gar nicht zu gewinnen, sondern man kann auch nicht einmal sein eigenes Haus besitzen, und ist von einem jeden Amte ausgeschlossen; gewiß nichts weniger, als für neue Ansiedler lockend.

Der Hauptgrund liegt indess in dem häufigen Auswandern der Schweizer, das durch ihren zunehmenden Luxus, durch die Leichtigkeit allenthalben Dienste zu erhalten, durch ihre Art, sich bequem durch die Welt zu bringen, durch die Vorliebe des Auslan-
des für die Nation, unendlich erleichtert und befe-
r-

befördert wird. Besonders die Einwohner der französischen Schweiz verlassen ihr Vaterland, sich fremden Diensten zu widmen. Da sie, vermöge ihrer Verfassung, von allen hohen Ehrenstellen des Staates ausgeschlossen sind, so vertrauen sie sich anderen Gegenden an, um ihr Glück zu machen, und wenn sie auch immer einmal wieder zurückkehren, um in ihrer Heimath zu glänzen, so sind doch immer zwey Drittheile der Einwohner ausserhalb derselben.

Alle diese Ursachen haben selbst auf die reichsten Handelsstädte der Schweiz einen merklichen Einfluß, und scheinen sie nur für die Anzahl von Einwohnern zu groß gemacht zu haben. So rechnet man in Basel ohngefähr 15000 Seelen, da es wol 60-80000 enthalten haben soll, wie auch ihre außerordentliche Menge von Stadtkirchen und ihr beträchtlicher Umfang, bezeigen. Der Verkehr hat sich aus einigen derselben herausgezogen, und da nicht alle Familien, welche sonst durch ihn ernährt wurden, an diesen Wanderungen des Handels innerhalb der Schweiz Antheil nehmen konnten, so waren

sie gezwungen, ihr Brod in anderen Ländern zu suchen.

Es ist überdem eine richtige Bemerkung, daß das vermehrte Fabrikwesen in der Schweiz die Ehen zwar häufiger macht, aber dafür auch unfruchtbarer. Alle, noch einfachen Hirtenvölker schicken jährlich eine Menge Einwohner fort, die das Land nicht ernähren kann, und so sind in der Schweiz keine Einwohner zu fremden Kriegsdiensten geneigter, als die Bewohner des Haslithales. Die Fabrikländer hingegen nehmen immer an Bevölkerung ab, obgleich immer neuer Anwachs aus der Nachbarschaft die Sterblichkeit zu ersetzen sucht.

Indefs werden, wenn die Bevölkerung abnimmt, und die Erwerbsmittel nur einigermaßen sich gleich bleiben, die übrigen Einwohner um so reicher und wohlhabender. Und diese Wohlhabenheit findet man in allen Kantonen, wo die Industrie der Schweizer entweder von dem Zustande der Regierung begünstigt wird, oder aus ihm sich nur, wenn auch mit einiger Mühe, hervorzuarbeiten in Stande ist.

Im

Im Aargau und Emmethale, besonders im erstern, befindet sich die græfste Wohlhabenheit in der Schweiz, wo die Landleute mit der Viehzucht, das Spinnen und Weben von Leinen- und Baumwollengarn verbinden. Im Emmethale findet man daher den Luxus der Stædte, schœnes und geschmackvolles Hausgeræth, Reinlichkeit und Sauberkeit im Hause, und auch schon Koketterie in der Kleidung.

Manche Bauern in der Schweiz haben, vorzüglich in diesen Gegenden, ein Vermögen von 2 - 300000 Gulden. Dies giebt ihnen zugleich eine edle Gastfreyheit. Jeder macht sich ein Vergnügen daraus, einen Fremden zu bewirthen, und wird es sehr übel empfinden, wenn man dafür ihm Geld anbietet. Aber dieser Reichthum ist nichts weniger als allgemein, und richtet sich græfstentheils nach der Natur der Landesverfassung; doch zuweilen auch nach des Bodens natürlicher Unergiebigkeit. Der Landstrich zwischen Schaafhausen und Winterthur ist einer der elendesten in der Schweiz. Die Dörfer darin sind bis zum Auffallenden schlecht, die Ein-

wohner lumpigt, und fast jeder Junge darin ein Bettler. Und doch sind die benachbarten Gegenden fett und fruchtbar, und Zürich thut sehr viel für diese Landstrecke. Allein alle Unterstützungen des Handels begünstigen den Gelderwerb zwar, aber weniger allgemein, als eine möglichst hoch getriebene Benutzung des Bodens und vaterländischer Produkte.

Bern hat so z. B. weder einen so grossen Handel, noch so beträchtliche Manufakturen als die anderen Kantone. Die Republik ist überhaupt mehr militärisch, und da der Handel zum Glück von den regierenden Familien nicht geachtet wird, so kann sich keine einzelne unter ihnen einen so grossen Reichthum erwerben, welcher der Verfassung am Ende nachtheilig würde. Aber wenn auch in Bern wenige sehr reich sind, so sind dagegen nur wenige sehr arm. Eine fast gleiche, anständige Wohlhabenheit hat sich über diesen ganzen reizenden Erdfleck ausgebreitet, und erhält im innersten Schoosse der Ruhe den einzelnen Bürger weit froher und glücklicher.

Die

Die Schweiz bedarf indess einer grossen Betriebsamkeit, weil sie gerade die beyden nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, Getraide und Salz von ihren Nachbarn kaufen muss. Diesen Abgang muss sie dadurch ersetzen, dass sie im Handel ihre natürlichen Früchte durch Güte entweder unentbehrlich macht, oder ausländische Waaren in Fabriken bearbeitet und verschönert.

Die Natur und Gebirgigkeit des Landes, welche dem Einwohner weit mehr Musse erlaubt, begünstigt besonders den letzten Weg des Erwerbs, und macht die Schweiz an Fabriken reich. Doch ist in Absicht der Industrie ein sehr grosser Unterschied unter den verschiedenen Kantonen. Graubünden, Schweiz, Luzern, Uri, Unterwalden, und andere Oberländer kennen die Erwerbsarten der Appenzeller, der Einwohner von Glarus, Toggenburg, Neuburg, Walandis etc. gar nicht. Aber jenen Bergbewohnern fehlt nur der Handel und die Verfassung von diesen, um ihre natürlichen Anlagen zu derselben Vollkommenheit zu entwickeln.

Die *Industrie* ist ein in dem Charakter der Schweizer wirklich glänzend hervorragender Zug, und es scheint in ihm eine Eigenthümlichkeit zu liegen, welche um so gewaltfamer anstrebt, je grösser ihre Hindernisse sind. Gerade die Gegenden, welche tiefe Einschnitte beschwerlich und felsiger Grund beynahe ganz unbrauchbar machen, sind am schönsten und emsigsten bebauet. Der dürrste Erdstrich wird zu einem Ertrage gezwungen. Selbst die zerstörende Wuth widriger Naturerscheinungen wird gemildert und zur Befruchtung angewandt. Um den kahlsten Felsenmassen hält sich Freyheit immer lieber auf, denn kein Ueberflufs reizt hier zu irgend einer Bedrückung. Und die mit jedem natürlich unfruchtbaren Lande meistens verbundenen Ansprüche auf die Theilnahme, an der Gesetzgebung haucht den Bewohnern ein Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit und Unabhängigkeit ein, das der Bebauung des Bodens und der Benutzung seiner Früchte äusserst vortheilhaft wird. So enthælt der kleine, und natürlich jede Kanton Appenzell eine Betriebsamkeit, welche den kleinsten Erdfleck, wo sie haften kann, zu einer betrach-

tracht-

trächtlichen Ergiebigkeit zwingt. Das ganze Land ist eine an einander hangende Reihe von Landhäufern, welche von ihrem Gebiete umgeben, eine Schœnheit und Milde über diesen so unfruchtbar scheinenden, felsigten Erdsrich verbreiten. Das Waatland, und besonders die ihm gegenüberliegende Küste von Savoyen enthält vortrefliche Pflanzungen, welche den dürrsten Felsenklüften gleichsam wie eingezwängt sind; und in den traurigsten Schlufften von Wallis findet man grüne Weiden und Weinstœcke gebauet, oder an einer grauen Steinmasse romantisch herabhängen. So hat auch ein auszeichnendes Aeufseres von Industrie das kleine, kaum anderthalb Meilen im Umkreis enthaltende Gebiete von *St. Gallen*, welches in Rücksicht der Konstanzer Nachbarschaft um so auffallender ist. Nur wenige Stellen des Bodens, wie die Strecke zwischen Zürich und Winterthur, widerstehen diesem Geiste nutzender Arbeitsamkeit.

Die *Oekonomie* der Schweizer ist überhaupt dem Eigenthümlichen ihres Bodens vollkommen zugethan. Auch das Auswen-

dige derselben verräth das Arkadische des Hirtengeschmackes. Alle Besitzungen, besonders im nördlichen Theile, sind mit grünen Hecken umzäunt, die Bäche fließen in genau abgemessenen Betten, und wässern die Wiesen durch treffliche Einschnitte; alle Plätzchen, welche der Wiesenbau ersparte, sind mit Obst-, besonders mit Nuss- und Kirschbäumen besetzt, und machen das Ganze einem Garten ähnlich. Dieser Kunstgriff, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, verdoppelt den Ertrag; denn aus den Nüssen zieht man ein vortreffliches Oel, das dem Baumöhl beykommt, und aus den Kirschen, besonders den Bergkirschen wird das starke Kirschwasser gebrannt, welches die schönsten Liqueurs an Kraft und Heilsamkeit übertrifft, und das man im Lande selbst in grosser Menge verbraucht.

An Obst haben die meisten Kantone einen sehr reichen Ertrag, und in manchen macht es getrocknet einen grossen Theil der Ausfuhr aus, z. B. in Zürich. Indess verdrängt der zu häufige Anbau desselben nicht selten sichtbar den wichtigeren Ackerbau. Die Bau-

Bauern ziehen in den Weinbergen die jungen Obstbäume auf, welche sie nachher an die Landstraisen oder auf Felder und Wiesen versetzen. Man scheint diese Bepflanzung des Landes indess seiner inneren Güte gemäß so einzurichten, daß man um so mehr pflanzt, je schlechter es ist, um durch eine reichliche Obsternte einen kümmerlichen Ertrag des Bodens einigermaßen wieder zu ersetzen.

Um die welschen Nussbäume aufzuziehen, pflanzt man die Nüsse wie die Kastanien. Das daraus gezogene Nussöhl erspart viel Butter, und macht daher die Käse fetter; zum Verspeisen wird es kalt, zum Verbrennen wird es aus den gereinigten Früchten gepresst.

Das *Nußwasser*, ein im Waatlande sehr üblicher Liqueur, ist ebenfalls von gutem Nutzen. Man nimmt die Nuss, wenn sie noch in der Milch ist, ohngefähr zu Anfang des Augustus, trocknet sie ab, und stößt sie in einem steinernen Mörser. Auf 40-50 Nüsse kommt ein Maass Orleaner Brantewein, welches zusammen man sechs Wochen im Schat-

ren stellt und fleißig rüttelt, dann durchseigt, und mit einem Pfunde Zucker vermischt, und wieder 14 Tage bis zur vöelligen Auflöfung des Zuckers stehen läßt. Dann wird der Liqueur durch Lœschpappier gegossen, und mit Gewürz vermischt.

Das erwähnte, noch viel bessere Kirschwasser hingegen, wird meistens aus frischen, seltener aus trocknen Kirschen abgezogen. Man nimmt hierzu die schwarze wilde Kirsche, zerquetscht sie in einem Fasse, und läßt sie daselbst, ohne Wasser hinzuzuthun, bedeckt und zuweilen umgerührt gähren. Diese Gährung, ist meistens in 2 bis 3 Wochen vollendet; welches durch die oben sichtbare Klarheit angezeigt wird. Wenn man es nachmals abziehet, so muß man es vorher, zur Verhütung des Anbrennens, noch einmal in der Blase umrühren. So lange es klar kommt, ist es gut. Zerstoßene Kerner dazu gethan, geben ihm einen sehr angenehmen Geschmack. Getrocknete Kirschen müssen, wenn man sie dazu anwenden will, zuerst mit heißem Wasser abgebrühet werden, sonst sind zu ihrer Benutzung dieselben Handgriffe erforderlich.

Auch

Auch der Enzian, welcher in der Gegend der Grimsel sehr häufig wächst, giebt einen ähnlichen Geist von Feuer und feinem Geschmack. Sein Brennen beschäftigt aber nur einen kleinen Theil von Einwohnern, die sich in eigends dazu eingerichteten Hütten verstreuen.

Der Wein macht einen Hauptertrag in manchem Theile der Schweiz, nur wissen sie ihn gerade in den Theilen, wo er zur Feinheit der italienischen und französischen Weine eine vollkommene Anlage hätte, wie im Veltlin, nicht zuzubereiten. Sie lassen ihn zu lange stehen, und er geräth gewöhnlich eher in Gährung, als er gekeltert wird.

Der grossen Menge schmackhafter Pflanzen gemäfs, ist in manchen Gegenden schon die Gärtnerey zur Kunst gediehen, besonders da, wo der Boden, wie im Basler Gebiete, den Anbau von Gartengewächsen so ergiebig begünstigt. Wirklich giebt's in der Nähe der grössten Städte ganze Dörfer, welche blofs für die Küche und Tafel derselben zu arbeiten scheinen. Dies hat zugleich die Folge,
dafs

dafs der Koch da, wo der Gärtner raffinirt, nicht zurückbleiben will. So hat die Basler Küche in dieser Hinsicht einen vorzüglichen Ruf.

Doch hat die Küche der eigentlichen Schweizerbauern keine grosse Abwechslung in den Zugemüsen; sie ziehen eine grosse Menge von *Kürbissen* auf. Diese machen nebst dem *romischen Kohle* und grossen *Rüben* den grössten Theil ihrer Gartenkultur aus; man isst sie in Milch gekocht, und füttert mit ihnen, in Wasser gekocht, die Schweine. Der Anbau derselben ist ganz wie in Deutschland; in einem fetten aber nicht sehr feuchten Boden, steckt man die Kerne, wenn der Frost vorüber ist, 2 Fuss weit aus einander, und lässt die Pflanzen an einem Zaune oder einer Mauer, oder auch über den platten Boden hinwegranken. Wenn der Kürbis reif geworden ist, trocknet man ihn ein wenig, und verspeist ihn nach und nach.

Der *romische Kohl* oder *Mangold* ist eine andere Hauptvorkost des schweizerischen Landvolkes. Man sät ihn im Frühjahr in einem

einem fetten und schattigen Boden, und da er sehr dick hervorchießt, so vertheilt man die Pflänzchen, wenn sie eine Höhe von 3 Zollen erreicht haben, auf andere Beete und weiter aus einander. Wenn die Pflanze sechs Blätter getrieben hat, so kann man schon 2 wegnehmen, welche dann das Zugemüse geben, und so nach Maafsgabe der Fertigkeit ihres Landes mehrmals in der Woche fortfahren, so dafs nur immer die 3 - 4 obersten Blätter sitzen bleiben. Die ersten sind immer zart und sehr weichlich; die späteren bey zunehmender Gröfse der Pflanze haben zwar starke Rippen, sind aber doch noch immer ein eßbares Gericht.

Die grofsen *Rüben* endlich, sind ein drittes nothwendiges Hauptstück der Haushaltung. Hanfland, das man hacket und dann besæet, wird mehrentheils zu diesem Endzwecke gebraucht; indess auch jeder andere Boden, in dem sie aber mehrentheils, wenn sie besonders dichte beysammenstehen, kleiner gerathen. In jenem Lande wachsen sie oft bis zur Kopfsgröfse heran, und ihr Inneres wird auf den Schweizertischen ver-
speist,

speist, während Blätter und Schaalen den Schweinen gegeben werden. Auch werden sie wie Kohl gehobelt und in Salz eingemacht.

Da die Viehzucht und der Milchertrag, wie unten noch näher erörtert werden wird, dasjenige ist, wovon die Schweizer am meisten leben müssen, so ist der damit zusammenhängende Wiesenbau ein ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich unterworfenen Gesichtspunkt. Die Matten (Wiesen) werden vorzüglich mit ihrer Fruchtbarkeit durch die vortrefliche Wasservertheilung ausgesteuert, worüber ein so Fluß- und Quellenreiches Land, als die Schweiz, immer Herr ist etc. Wo die Bäche nicht hoch genug sind, schwellt man sie mit in den Weg gelegten Brettern und Bäumen auf, und leitet sie dann in kleine Rinnen durch die Wiesen, wo sich die Feuchtigkeit im ganzen Erdreiche vertheilt. Man modifizirt den Strom durch hin und wieder angebrachte Fallthüren, nach Beschaffenheit der Foderungen des Bodens. Diese allgemeine Bewässerung geht mehrentheils zum erstenmale im Merz vor sich. Gemeinlich

niglich ist ein Theil von ihnen mit eigentlichen Futterkräutern besæet, sonst schneidet man das Gras zweymal, treibt dann dazwischen das Vieh hinein, und wæssert sie wieder nach dem Erfordernisse der Jahreszeit und Witterung.

Auf den hœheren Alpen ersetzt die Natur diese Veranstaltungen so vollkommen, dafs sie eben ganz allein darum die Fruchtbarkeit und die auszeichnenden Produkte besitzen. Die Schneemassen, womit sie ihre Hœhe bedeckt, trænken die darunter liegende Erde gerade zu der Jahrszeit am meisten, in der an tieferen Orten die Quellen eintrocknen, und die Græser verdorren. Je hœher die Gegend daher ist, desto fetter ist die Milch, desto delikater und theurer der dasselbst verfertigte Kæse; der Grayenzer und Sanenkæse ist weit kostbarer als der tiefer bereitete Emmethaler.

Ueberhaupt ist das zum Wiesenwachs aufgelegte Land in der Schweiz von doppelter Art. Diejenigen Wiesen, welche so bequem liegen, dafs sie beständig gut gewæssert wer-

werden können, werden nicht gedünget, und nur in dem Falle einer zu grossen Verschlimmerung der Graspflanzen oder Vermehrung des Unkrautes umgeackert. Eine Art beständiger Wiesen hingegen geben, ohne Bewässerung, bloß durch innere Güte viel und vortrefliches Gras, und von diesen sind besonders die Oberländer voll, auf denen sie oft viermal des Jahres benutzt werden können, ohne etwas anders als nur zuweilen ein wenig Dünger zu erhalten.

Das andere, weniger zum Wiesenwachs tüchtige Land hingegen muß von Zeit zu Zeit gedüngt und umgeackert werden. Man theilt es in mehrere Theile ein, die man wechselsweis alle 2 Jahre düngt, umackert und besæet. Bey der dürrsten Gattung des Bodens hingegen ist dies indess nicht einmal hinreichend, sondern man muß es nach einigen Jahren brache liegen lassen.

Die Gemeinweiden haben in der Schweiz sehr grosse Vertheidiger. Man schreibt ihnen græßtentheils die Bevælkerung der Alpen zu. Obgleich die Einwohner allein, welche ihr Vieh

Vieh im Winter durchzufüttern im Stande sind, nur die Weiden benutzen können, so ist ihnen doch auch selbst der kleine Gewinnst, der gegen den Vortheil der Reichen ihnen zufällt, immer sehr nutzbar. Sie suchen dann daneben bey ihren Hütten soviel Wiesenwachs zu erhalten, um für den Winter sich ein hinreichendes Futter sammeln zu können. Ueberdem sind die Alpen zu nichts weiter als zur Fütterung zu gebrauchen, und wenn sie daher auch vertheilt würden, so könnte der davon zu ziehende Vortheil nicht viel grösser seyn. Die Viehwirthschaft ist der Eigenthümliche und am höchsten nutzbare Theil der helvetischen Bentreibsamkeit, welches Wiesen einträglicher und theurer als Ackerland macht.

Man läßt das Vieh auf und an den hohen Gebirgen Tag und Nacht über unausgesetzt weiden, bis Kälte und Schnee es verjagen. Nachher wird es in die platten Thäler hinabgetrieben, um den Rest des abgemähten Grases und Korns vollends noch aufzuzehren. Manche Sennen haben viel Vieh, und doch weder Alphöfe, noch Sennhöfe, noch Wie-

sen. Diese miethen dann dergleichen, und lassen, während der Gebirgsfütterung, das in den Thälern indess gemähetes Gras für den Winter einsammeln, oder ziehen im Winter von Dorf zu Dorf, und kaufen in jedem ihr Futter.

Da das *Produkt* der Milch, der Hauptnahrungszweig ist, und die Schœnheit wie der Preis ihrer Käse allein von ihrer Grœsse abhängt, so findet man die Milch und Butter in fast allen Kantonen, wo Käse gemacht werden, zu einem sehr hohen Preise gestiegen. Der kostbare *Rahm* (Nidlen genannt), der von einer solchen Vortreflichkeit ist, dafs er in seiner höchsten Güte ein darauf gelegtes Messer tragen mufs, ist selten, und die Butterausführung ist sogar in einigen Gegenden verboten. Käse ist daher der Hauptgegenstand der ganzen Sennenwirthschaft.

Alle Tage, während der Weidezeit, macht man einen Käse, zu welchem der Senn die übrige Tagszeit die Milch einsammelt. Um das Melken so gut als möglich zu beschleunigen, treibt man die Heerde an der Hütte

Hütte zusammen, und die Sennen helfen einander. Die gesammelte Milch wird hierauf in den grossen Käsekeffel, der am *Turner* (einem hœlzernen Schnabel) über ein Feuer hängt, durch einen mit frischen Tannenreißern belegten Seigetrichter gegossen, durchgeheitzt, und nachher der Lab (etwa 3 Loth auf 100 Maass Milch) hinzugefügt. Den oben sich aufsetzenden Abzug nimmt man mit einem hœlzernen Schaumlœffel ab, und wenn der Käse mit den Molken nun zusammenge-
 ronnen ist, (welches man *bulderen* nennt), so sondert man beyde vermittelst des *Käsebrechers*, preßt den Käse dann etwas, und bringt ihn in den Käsekorb, umgiebt ihn mit einem hœlzernen Ringe, deckt ein reines Tuch und ein rundes Brettchen darüber, und beschwert dies mit einem Steine. So erhält er Gestalt und trocknet allgemach aus. Eben so wie der Kuhkäse bereitet wird, macht man ebenfalls den Schaaf- und Ziegenkäse, von welchem letzteren der Solothurner besonders einen Ruf hat.

Die Hauptsache bey der Sennenwirthschaft ist folglich grosse Käse, (d. h. über

40 Pfund schwere) zu machen. Diese werden um ein Sechstheil theurer bezahlt als die kleinern, weil sie der Milchsammlung wegen in der besten Jahrszeit bereitet werden müssen, und die Vermischung der Theile weit angenehmer und inniger ist. Da aber die Milch 10 von 100 an fettem Käse, und eine Kuh im Durchschnitt täglich nicht mehr als 15 Maafs Milch giebt, so muß die Heerde um einen 100 pfündigen Käse herauszubringen, schon an 70 Stück enthalten. Sie sind daher nur ein Vorzug des Reichen.

Durch ein nochmaliges Kochen der Molken, oder *Sirpen*, wenn der erste fette Käse schon von ihnen getrennt ist, erhält man nun noch den *Ziger*, welcher das Hauptnahrungsmittel des Alpenhirten ausmacht, frisch die Stelle des Brodes ersetzt, und selbst auch gefalzen als Hauptwintervorrath dienen muß.

Der Käse, welche man in der Schweiz bereitet, giebt es mehrere Arten.

1) 2) Zwey Arten von Ziegenkäse, wovon der eben angeführte in Solothurn am besten

ten, und wahrscheinlich aus Kuhmilch verfertigt wird, æußerst fett und von einem vortreflichen Geschmack ist; der zweyte aus dem bernischen Oberlande herkommt, und die Ziegenmilch im Geschmacke deutlich verrath.

3) Der *Schabziger* oder grüne Käse, von einer 7 bis 8 Zoll hohen Grøesse, welche nach einer eigenen Art Klee (*Trifolium melilotus*) schmeckt, die man in Glarus, wo er verfertigt wird, Zigerkraut nennt und eigentlich dazu anbauet. Man schabt ihn, und speist ihn mit Butter.

4) Der *Saankäse*, welcher viel härter noch als der vorige ist, so dafs er sich nur mit einer Reibe behandeln læsst. Er ist fett, und hat Augen, doch weniger als der Emmethaler. Man isst ihn in Suppen, wie Parmesankäse; Gewœhnlich wiegt er 22-24 Pfund.

5) Der vortrefliche *Grievskäse* (*Fromage de Gruyeres*), den man in Gruyeres macht, und als den ersten unter allen betrachtet. Er hat kleinere Augen als der Emmethaler, ist sehr locker,

cker, fett, und zerichmilzt im Munde; hat übrigens Gröfse und Schwere mit dem folgenden gemein.

6) Der *Emmethaler Käse*, ist der gewöhnliche unter dem Namen des Schweizerkäses bekannte, hat grofse Augen, und wiegt meistens 40 - 60 Pfund.

7) Den *Urferenkäse*, welcher im Urferenthale gemacht wird, ohngefähr 10 Pfund wiegt, und so fett ist, dafs man ihn in Baumblättern gewickelt verschicken mufs. Man eröfnet ihn oben, und nimmt nach und nach das Inwendige heraus. Um gut zu seyn, mufs er halb faul seyn, und sehr stark riechen. Er hat mit dem Griertskäse in allen Eigenschaften viel Aehnlichkeit.

8) Der *Käse von Gex*, welches Ländchen man in dieser Rücksicht zu Helvetien rechnen kann, von 10 - 12 Pfund Schwere, mufs ebenfalls halb verfault und verschimmelt seyn, um ihn mit Wohlgeschmack geniessen zu können; daher man ihn an feuchten Orten alt werden läfst.

9) Der

9) Der *Münsterthalenkäse*, aus dem Bisthum Basel, ist dem Schabziger ähnlich.

Der Absatz der Käse ist von einem unglaublichen Umfange. So hat allein das kleine Urserenthal 11 Senten, welche ohngefähr im Durchschnitte jährlich 585 Zentner Käse à 30 Flor. geben, und eine oberflächliche Berechnung der Ausfuhr einzelner Kantone, welche man in mehreren Reisebeschreibungen ziemlich genau antreffen kann, setzt den Gewinnst des Landes durch diesen Artikel vollkommen ins Reine.

Immer findet man endlich, daß ein Volk lange gewöhnt an eine Lebensart, die Befriedigungsmittel derselben sich zum höchsten Stolze anrechnet. Man gebraucht alte Käse, in manchen Alpenstrichen selbst als Kleinode und Ahnentafeln, da bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle in der Familie ein eigener gemacht und zurückgelegt wird. Diese werden nicht leicht angegriffen, und nur sehr selten etwa zu Geschenken für einen beliebten Pfarrer gebraucht. Gewisse Jahre legen ihnen auch wirklich an Güte zu,

und sie haben den ichœnsten Geschmack ohngefahr in einem sechsziĝjæhrigen Alter.

Die Nachmolken werden zuletzt für das Mastvieh benutzt; und nur an einigen Orten zu einer Gesundheitskur, wozu die vortrefliche Beschaffenheit der würzhaften Kræuter sie doch vorzüglich berechnete, gebraucht.

Die Viehwirthschaft wird um so mehr noch das nothwendigste Bedürfniss des Landes, da die hæchsten Erdstriche zum Kornbaue nicht taugen.

In den Gebirgsgegenden ist Brod das seltenste und theuerste Nahrungsmittel. Die Hauptbekœstigung schrænkt sich auf diese Milch und die Fabrikate daraus ein. Wenn der Winter oft acht Monate hindurch alle Gemeinschaft zwischen den Wohnungen zertrennt, so ist die Hauptzuflucht des Aelplers ein guter Vorrath von Kæse, welcher ihn bey Kræften und Gelundheit erhælt.

Die natürlichste Art des Erwerbs auſser der Viehzucht und dem leichten Umſatze ihrer Produkte, ist die einfache Auffuchung und Benutzung der natürlichen Erzeugnisse
des

des Landes. Zuerst rechne ich hieher die gewöhnliche Jagt, welche sich vorzüglich auf Gemsen, Steinböcke und Murmelthiere beschränkt.

Mit den Gemsenhäuten gewinnen die, welche von dieser Jagd Profession machen, ohngefähr sechs bis zehn Louisdors des Jahres. Man hat mehrere Arten sie zu fangen. Ehemals legte man ihnen, besonders in den savoyischen Gebirgen, Schlingen; aber die zu häufigen Nachstellungen haben diese Thiergattung so sehr aufgerieben, daß es sich nicht mehr der Mühe und der Gefahr verlohnt, die, um die Schlingen an so hohen Oertern zu untersuchen, nothwendig war.

Ungeachtet dieser zunehmenden Seltenheit der Thiere, beschäftigt sich noch ein großer Theil der unteren Volksklassen mit dieser Jagd, und achtet weder die unzähligen abschreckenden Beyspiele darin verunglückter Personen, noch die sie unaufhörlich umringenden anschaulichen Todesgefahren. Es scheint in dieser mühsamen Beschäftigung ein geheimer, alle Kräfte anspannender Zau-

ber zu liegen, der über alles dies mit Leichtigkeit wegblicken läßt.

Der Gemsenjäger macht sich mehrentheils schon in der Nacht auf, um bey guter Zeit in der Frühe die Weiden, welche von den Gemsen besucht werden, noch früher als die Heerden derselben ankommen, erreicht zu haben. Wenn er hier keine antrifft, so steigt er immer weiter und höher hinauf. Nimmt er aber daselbst einige wahr, so sucht er hinter einer Erhöhung, die ihn verbirgt, sich ihnen zu nähern, bis er ihre Hörner unterscheidet; hierauf legt er sein Gewehr an, welches gewöhnlich ein einfacher Karabiner ist, woraus man aber zweymal hinter einander schießen kann, und nur selten verfehlt er sein Ziel. Ist das Thier erlegt, und der Weg nach Hause zu weit oder gefährlich, um es ganz mit sich schleppen zu können, so zieht er ihm sogleich das Fell ab, das er mit sich nimmt. Sonst ist das Fleisch der Jungen sehr wohlschmeckend und nahrhaft.

Wenn aber das scheue und immer aufmerksame Thier den Jäger erkennt, wie dies mei-

meistens der Fall ist, so entflieht es mit einer außerordentlichen Schnelligkeit sogleich auf die Schneefelder, und auf die jähsten Felsen mit schauderhaften Sprüngen. Dies ist dann um so gewöhnlicher, wenn mehrere dieser Thiere beysammen sind, wovon sich dann immer, durch einen geheimen Instinkt und durch Erfahrung belehrt, eins auf eine Erhabenheit stellt, von der die ganze Gegend sich rund umher übersehen läßt, bey der Bemerkung von dem geringsten Bedenklichen sogleich die übrigen der Heerde durch ein durchdringendes Geschrey warnet, worauf diese hinzulaufen, von der Gröesse und Art der Gefahr sich selbst zu überzeugen, und wenn ein reissendes Thier oder ein Jäger sich nähert, so schnell als möglich zu den unersteiglichsten Klippen entfliehen.

Der Jäger muß ihnen nun nachsteigen; von tausend Todesgefahren umringt, an glatten vöellig senkrechten Wänden hinauf, über unermessliche, mit Schnee bedeckte Klüfte, am Rande der scheuslichsten Abgründe. Wenn er sich den ganzen Tag über nun von Fels zu Fels geschwungen, und an jäh-

hen

hen Spitzen, ohne von ihnen an einen Weg zur Rückkehr zu denken, herumgeklettert ist, überfällt ihn zuweilen die Nacht. Ohne seine Beute zu verlassen, welche die nemlichen Ursachen, die ihn aufhalten, benutzen, kriecht er unter einen niederhangenden Felsen, und verzehrt hier, von der ganzen übrigen Welt völlig abgeschnitten, ein dürftiges Nachtmahl von trockenem Käse und Brod in einsamer Stille. Wenn ihn der Morgen früh erweckt, so fängt er, von der Kälte völlig erstarrt, seine Jagd wieder von neuem an; nach dem er sich mit einem Schluck Brante-
wein erfrischt hat, nimmt er seinen Sack auf den Rücken, und tritt seine Wanderung durch neue gräßliche Gefahren an. So gehen oft mehrere Tage hin, ehe er seine Beute erreicht. Seine ganze Familie und besonders sein armes verlassenes Weib martert sich indess mit den erschrecklichsten Quaaen, und erwartet jede Nacht die Erscheinung ihres Mannes, um ihr anzuzeigen, wo sein zerfetzter Leichnam sich befindet.

Immer gerathen die Jäger in große Gefahr, wenn das Thier, ehe es erlegt wird, sich

sich aufs äußerste eingeklemmt sieht; es wirft sich dann wol selbst dem Läger entgegen, und zwischen ihm und der Felswand, an der er sich hält, um ihn in den benachbarten Abgrund zu drängen. Die Gefahr vergrößert sich, wenn in dem Falle mehrere dieser Thiere beysammen sind. Hier sichert nur die äußerste Vorsicht, und ein festes Anhalten des Lagers an seiner Wand. Der Läger giebt dem Thiere dann gemeiniglich noch einen Stoß, der es völlig hinabstürzt.

Zuweilen versteiget der Läger sich auch soweit, daß er weder vor, noch hinter sich kann, und daß ihn nur noch ein gewagter Sprung übrig bleibt, sein Leben zu retten. In dieser äußersten Gefahr, wo er oft nur ein handbreites Felsenstück zum Ansatze hat, wirft er Gewehr, Jagdtasche und alles von sich, zieht die Schuhe aus und schneidet sich in die Fersen, daß das herausdringende Blut seinen Standort weniger schlüpfrig mache. So wagt er den Sprung.

Auch gerathen wol die sich begegnenden Läger über eine gemeinschaftliche Beute
in

in einen sehr ernsthaften Streit. Ein junger Savoyarde verwundete eine Gemse tödtlich. Zwey andere Walliser schossen nachher auch auf das Thier, und tödteten es vollends. Das Recht des Besitzes gehöerte aber offenbar dem ersten Schützen, er nahm auch die Gemse auf, um mit ihr herabzusteigen. Die Walliser hingegen, welche wegen eines Absturzes nicht sogleich gerade zu ihm gelangen konnten, riefen ihm zu: das Thier niederzulegen, weil es ihnen gehöre, und schossen ihm, da er sich an diesen Zuruf nicht kehrte, zwey Kugeln nach, die dicht neben ihm weggingen. Er hatte weder Pulver noch Kugel mehr, konnte sich auch nirgends hin retten, und sah sich daher seinen Raub zu verlassen genöthigt; versteckte sich aber rachedürstend hinter einem Felsen, um die Walliser zu beobachten. Diese ergriffen ihre Gemse, und gingen zu einer benachbarten Hütte, um daselbst die Nacht zuzubringen. Der Savoyarde stieg aber in ein zwey Meilen entferntes Dorf herab, kaufte Pulver und Bley, lud seine Flinte mit einem Doppelschuß, und näherte sich der Schlafstette seiner Feinde. Eben war er im Begriff beyde zu erschieszen, als es ihm ein-

einfiel, daß sie in die Hølle fahren würden, weil sie ohne Beichte und Absolution sterben müßten, er entsagte daher seinem Vorhaben, weckte sie und benachrichtigte sie von der Gefahr, der sie eben entgangen waren. Dies edelmüthige Betragen rührte die beyden Waliser so sehr, daß sie freundschaftlich die streitige Gemse mit ihm theilten.

Aller dieser Gefahren ungeachtet, und obgleich höchst selten einer von diesen Lägern eines natürlichen Todes stirbt, so verläßt doch niemand die Lebensart wieder, der sie einmal ergriffen hat. Ein junger Gensjäger sagte zum *Herrn von Saussure*: „Mein „Grosvater und mein Vater sind beyde Opfer „dieser Jagd geworden; und ich selbst bin so „sehr davon überzeugt: sie werde auch mir „das Leben kosten, daß ich diesen Sack hier „auf meinen Schultern nur meinen Sterbekittel nenne, weil ich weiß, daß ich keinen „anderen haben werde; aber, mein Herr, ich „würde das grøßte Glück ausschlagen, das „sie mir anbieten könnten, wenn es mit der „Nothwendigkeit verbunden wäre, diese Beschäftigung zu verlassen.“

Eine

Eine weit weniger gefährliche und mühsame, aber auch weniger unterhaltende Jagd, als die der Gemsen, ist die der Murmelthiere, die man, wenn sie in ihrem Winterschlaf erstarrt liegen, zu zehn bis zwölften aus einer einzigen Höhle, in der sie zusammengerollt liegen, herausgräbt. Sie schlafen so fest, daß sie oft den ganzen Weg über nach der Hütte des Jägers nicht in seinem Sacke erwachen. Das Fleisch der Jungen ist zwar etwas zehlicht, aber doch ziemlich schmackhaft; die Haut ist aber wenig werth, und doch stellt man diesen armen Thieren so häufig nach, daß sie nach einem Jahrhunderte zugleich mit den Gemsen, das Schicksal der Steinböcke haben werden, bis auf wenige Individua gänzlich zu verschwinden.

Eine andere Art natürlicher Bereicherung ist das besonders in den savoyischen und chätischen Alpen so gewöhnliche Kry stall suchen. Aber wenig Nahrungserwerbe sind für die Unternehmer von so großer Gefahr; und waren bey ehemaliger noch stärkerer Häufigkeit, wirklich entvölkern, welche durch die Anlockung, in der Auffindung
eines

eines grossen Krystallgewölbes auf einmal und ohne weitere Mühe reich zu werden, mit jedem Jahre zunahm.

Die Hauptkennzeichen, nach denen der Krystallsucher seine Erforschungen einrichtet, sind die Quarzadern, die man am Granite oder am Geisbergersteine in einer blendenden Weisse, und daher an ganz senkrechten Wänden oft in sehr grosser Entfernung bemerkt. Sie klettern entweder an Felsen hinauf, oder lassen sich, wo es möglich ist, mit Stricken hinanziehen, klopfen dann an der bezeichneten Stelle des Felsens an, und wenn sie einen hohlen Klang angiebt, so schlagen sie dieselbe entweder mit Hämmern ein, oder bohren sie an, und sprengen sie mit Pulver. Eine andere, weit weniger einträgliche Methode Krystalle zu suchen, ist, wenn sie vor kurzer Zeit eingefallene oder losgebrochene Felsmassen untersuchen. Die ganze Jagd auf Krystalle hat abgenommen, seitdem man sie viel seltener aus Madagaskar bringt, und der Ertrag der vaterländischen Ausbeute dünner, so wie diese seltener geworden ist. Der Haupthandel damit geht nach Italien.

Die allgemeine Betriebfamkeit richtet sich im Ganzen nach der Maafsgabe der angeregten Bedürfnisse, und nach der gröefferen oder geringeren Mæglichkeit, fie von der Natur des Landes bequem befriedigen zu laffen. Staatsverfassung und Religion haben nur in *dieser* Hinsicht darauf ihren Einfluß. Die katholischen Einwohner der Schweiz, scheinen im Durchschnitte, wie fast alle Lænder ihrer Religionsverwandtschaft, weniger arbeitfam und erfinderisch, als die protestantischen. Eine Menge milder Stiftungen, die jenem Religionsbegriff anhängen, und der gröessere Geist der Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit, welchen dieser immer befördert, setzt hier manchen brauchbaren Bürger ausser Nothwendigkeit, thätig zu seyn, da in protestantischen Lændern die Bürger, weniger durch Ideen und Gewohnheiten zusammengehalten, mehr dem Egoismus aufopfern können. Daher ist es auch eine meistentheils richtige Bemerkung, welche die Uebersicht von dem ganzen Helvetien unwillkührlich veranlaßt, dafs mehr Armuth und weniger Reinlichkeit den katholischen Boden von dem protestantischen sehr merklich absondert.

Noch

Noch mehr klärt diese Erscheinung sich auf, sobald man es erwägt, wenn die Kultur der Schweiz, ihre Betriebsamkeit und die Vervollkommnung ihrer Nahrungsstände sich eigentlich anfangen. Nicht eher als bis die Reformation mehrere Kantone von dem Joche der Priesterschaft befreiete, die zu große Menge von Feyertagen abschafte, den damit verbunden gewesenen Müßiggang aufhob, und mit der Erheiterung der Sitten auch Fleiß und Mäßigkeit wieder ermunterte. Der Landbau erhielt von der Zeit an wieder einigen Werth, die Weide einen Zuwachs an Kühen, der Hirt vergrößerte Einkünfte, und der Handel, durch eine verstärkte Ausfuhr, Regsamkeit und Leben zurück.

In Hinsicht auf die Ermunterung des Fleißes durch die Art der Regierung nimmt man ebenfalls beträchtliche Verschiedenheiten wahr. Die allgemein anwendbare Wahrheit, daß ihr Druck alle Arten des Erwerbs niederschlägt, wird aber durch das Elend der italienischen Landvogteyen am sichtbarsten bestätigt. Nirgends trifft man auf eine solche Menge von einwohnenden Bettlern, als hier.

Und doch find die Bewohner nicht faul, sondern ziehen haufenweis in das benachbarte Italien, um fich für den Winter etwas Geld zu verdienen, während dafs die Weiber zu Hause fich einigen Vorrath ersparen. Die Einwohner des Sirmerthales hatten sonst zur Begünstigung ihres unfruchtbaren Ländchens, viel Vorrechte; aber verlohren sie alle nach dem Aufstand im I. 1755. Seit der Zeit erlosch auch jede Art der Arbeitslust, zum klaren Beweise, was eine schlechte Verfassung vermag, um ein ganz abhängiges Ländchen bis auf das äußerste herunterzubringen. Alle diese dürftigen Landvogteyen sind dem Pressen der Landvögte nun völlig bloßgestellt, welche meistens, sehr arm und von niedrigem Stande, bloß darum hingehen, sich hier noch gar zu bereichern.

Das System des Fabrikackerbaues setzt die Glückseligkeit einer Nation in ihrer Bevölkerung und in ihrem wirklichen Reichthume fest. Gold, Silber und Kredit sind nur Wortreichthümer, um die wirklichen zu befördern, und in Umlauf zu setzen.

Aus Produkten bestehet daher das wirkliche Vermögen einer Nation; aber die rohen Früchte des Landes, so wie die vorhandenen Lebensmittel sind nur die *möglichen*, und allein die verarbeiteten sind wirklich *vorhandene* Reichthümer. Denn es ist nothwendig, daß die Nation ihre Nahrungsmittel selbst verzehre, ihre rohen Produkte selbst verarbeite, und die verarbeiteten selbst benutze, und in sich selbst vertreibe; daher weder in Ansehung der Subsistenz der rohen Materialien in Einkauf und Verkauf, noch in Ansehung der verarbeiteten Produkte im Verkauf, von anderen Nationen abhängig sey. Das Verhältniß der Volksmenge zu der Menge der Güter bestimmt daher den Grad der individuellen *Glückseligkeit*; also nicht die Vermehrung der Volksmenge, sondern die Vergrößerung des Nationalreichthums und der damit verknüpften Unabhängigkeit von anderen Nationen. Eine gute Staatsverwaltung verbindet eins mit dem anderen als eine natürliche Folge.

Die *Macht* eines Volkes bestehet in seinen Einkünften, und da man diese nicht von

der ganzen Masse des Nationalvermögens voraus abziehen, sondern von den einzelnen Gütern, nach Maassgabe ihres mehr als nothdürftigen Ertrages erheben muss, so stehen Macht und Einkünfte wieder in demselben Verhältnisse. Da nun weder der Ueberfluss an Nahrungsmitteln, noch die Menge an rohen Produkten, sondern allein die verarbeiteten Stoffe den wirklich vorhandenen Reichthum ausmachen, so sind sie auch allein die Elemente der Glückseligkeit, der Einkünfte und der Macht des Staats überhaupt.

Hieraus erhellet, dass selbst eine geringe Bevölkerung oft mit einem grossen Nationalvermögen übereinstimmen könne; denn es hängt offenbar von dem Fabrikanten ab. Diese leben von den Nahrungsmitteln, welche der Ackermann übrig lässt. Je mehr daher von Nahrungsmitteln übrig bleibt, desto mehr Fabrikanten können sich nähren, und mit ihnen steigen Einkünfte, Macht und Staatsglückseligkeit. Das grosse Kunststück einer guten Staatsverwaltung ist es daher, den Ackerbau und die Viehzucht mit so wenig Händen als möglich betreiben, und eine gleiche

gleiche Menge von Produkten durch eine verhältnißmässig kleinere Anzahl von Ackerleuten hervorbringen zu lassen, damit für den Fabrikanten soviel Nahrungsmittel als möglich übrig bleiben. Von den allgemeinen Einflüssen des Fabrikenwesens auf *Volksglückseligkeit* aber, die ganz anderer oder vielmehr ganz entgegengesetzter Natur sind, werde ich unten mehreres anführen. Selten erhalten sich Ackerbau und Fabrikstand in einem solchen Gleichgewicht, daß eins von ihnen nicht litte.

Da der Flachs in der Schweiz zu den Produkten gehöret, welche man noch am meisten kultivirt, so macht das Linnen die Hauptmanufaktur aus. Ausserdem hat sie Fabriken von Muselin, Kartunen und Indiennen, Floren etc., Seidenstoffen und Halbseiden, Taften, Solinen, Atlassen, Damasten, Flanellen, Kamelotten, Perkanen etc. Die meisten Kantone, welche sich hiermit beschæftigen, haben die Flachs- und Baumwollenspinnereyen zu einem so ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit getrieben, daß man hin und wieder aus einem

Pfunde Baumwolle zu 20 Unzen 1600000
Schuli Faden liefert.

Vorzüglich aber die Gebirgsgegenden ernähren einen besonderen Fleiß. In *La Chaux de Fond* und *Locle* herrscht ein bewundernswerther Geist der Betriebsamkeit, beynahe ausschlieslich indess in mechanischen Künsten. Die Uhrmacherkunst hat es hier zu einem vorzüglichen Grade der Vollkommenheit gebracht, wozu sich hier alle Arten von Handwerkern beysammen befinden. Mancher Kaufmann schafft in einer Woche 40 Uhren fertig. Die ganze Stadt erhält dadurch eine Wohlhabenheit, welche fast in keinem andern Orte so sichtbar auffällt. Schon in früher Jugend leitet man zu einem Theile dieses Geschäftes an. Wie Osterwald, der Geschichtschreiber von Neuburg, erzählt, so entstanden diese Manufakturen zuerst durch eine im J. 1679 zufällig dahin in die Hände eines Dan. Joh. Richards gerathene Uhr. Dieser fühlte sich, nach der Untersuchung des Mechanismus, zu einem gleichen Versuche aufgelegt, und brachte auch, ohne alle Hülfsmittel und Instrumente, bloß durch die Kraft seiner Talente

lente eine wirklich zu Stande. Er reifte hierauf nach Genf, um sich näher zu unterrichten, und assoziirte sich nachgerade mit mehreren anderen zu diesem Behufe.

Es scheint überhaupt diesem kleinen Volke ein eigener Geist der Mechanik einwohnend zu seyn, der bey allen Arbeiten sich äussert, und selbst zum Theil ihre Feldindustrie anzuleiten scheint. Alle Arten mathematischer Instrumente, Goldschmiedearbeiten etc. finden sich in Menge daselbst, und in recht grosser Vollkommenheit gearbeitet.

Zofingen hat vorzügliche Leinwand-Indienne- und Kannevas-Fabriken, welche den Ort sehr wohlhabend machen; Basel mehrere Indienne-Seiden- und Wollenfabriken. Der Muselinhandel bevölkert und bereichert die kleine Stadt St. Gallen ausnehmend, so wie manche andere Gegend des Landes. Nur fürchtet man sehr viel für die Fabriken derselben, seitdem England angefangen hat, sie mit grosser Vollkommenheit nachzumachen. Dies ist um so gefährlicher, da nur wenige Kaufleute sich mit seiner Fabrikation abgeben

kennen, weil sie einen sehr grossen Vorschuss verlangt, und die Kosten zuerst bey der langen Dauer der Verfertigung nach mehreren Jahren wieder herauskommen.

Die Wichtigkeit des Fabrikwesens in der Schweiz erhellet sehr deutlich, wenn man die Menge von Familien berechnet, die, ohne ein Eigenthum zu besitzen, auf den Dörfern herumleben, und die von den handelnden Städten hergegebenen Materialien bearbeiten. So kann man in Zürich wenigstens 6000 derselben annehmen. Diese sind hier alle beschäftigt, und daher die Summe, welche sich dadurch im Umlaufe erhält, von einer für den Staat schon sehr nutzbaren Grösse. Wenn nun, wie in eben diesem Kanton der Fall ist, die Ausfuhr so unbeträchtlich ist, dafs sie nur in einem geringen Umsatz von Wein, getrockneten Früchten, cet. besteht, so sieht man allein diese Summe, welche Arbeiter und Städte angehen, von den Fabrikanten herbeygebracht.

Weit wichtiger, als die gewachsene Volksmenge, ist indess noch die davon abhän-

hängende innere Kultur der Provinz. Wo der Absatz sicher ist, und der Gewinnst sich erhöheth, wird der allgemeine Fleiß auch höher, die Ehen vervielfältigen sich, die Besitzungen erweitern sich, steigen im Preise, und werden am Ende, wenn den ersten Bedürfnissen abgeholfen ist, verschönert. Mit dem allgemein zunehmenden Wohlstande, mit Reinlichkeit und Aufmerksamkeit auf die Eleganz des Aeußerlichen, mildern die Sitten sich auch, der Geschmack wird feiner, die Sinne eröffnen sich für schönere und reinere Genüsse. Nicht allein die Dörfer erweitern sich, (wenn ein altes Herkommen die Zahl der Feuerstätten nicht unveränderlich festgesetzt hat), sondern die einzelnen Wohnungen erhielten geschmackvollere Aussenseiten und mehr Bequemlichkeiten im Inneren. Wer seine Besitzungen nicht erweitert, sucht sich in der Verbesserung seiner Felder und seines Viehbestandes hervorzuthun. Ackerbau und Kenntniß des Wiesenbaues erhalten eine freundlichere Wendung; Beyde geben eine reichlichere Ausbeute, auch durch die natürlichen Schätze wird, vermittelst der Kunst, des Landes Reichthum vergrößert. Der Viehhan-

del

del kam daher zuerst in der Schweiz in Aufnahme, als und wo der Manufakturenfleiß sich gemehrt hatte.

Wenn die Industrie den Einwohner erst daran gewöhnt hat, durch eine Mannichfaltigkeit von Schwierigkeiten sich hindurch zu arbeiten, so werden die entstehenden Unfälle weit leichter wieder ersetzt, während dafs in anderen betrieblösen Städten sonst kleine Brandstette halbe Jahrhunderte lang unersetzt bleiben. Küßnacht, im Kanton Zürich, ward 1778 durch einen Wolkenbruch fast gänzlich verwüstet, aber nach einigen Jahren fand man nicht die kleinste Spur von dieser Zerstörung.

Es ist indess wahr, dafs die Fabrikenwesen ebenfalls für den wahren Wohlstand des Staates nicht unbedeutende Nachtheile habe. Die Verminderung des Ackerbaues, dem es allmählig Wiesen und Weiden einschiebt, ist, obgleich die letzteren für den Augenblick einträglicher sind, für den innern Vortheil kein wahrer Gewinnst. Denn die Glückseligkeit eines Landstriches bestehet in der allgemeinen Leichtigkeit, alle Bedürfnisse auf

auf lange Zeiten befriedigen zu können. Der Fabrikarbeiter verzehrt allezeit das, was er einnimmt, die Woche hindurch, und sobald sein Gewerbe nur eine kurze Zeit hindurch stockt, so ist Hunger und tiefste Dürftigkeit sein Loos. Manche Fabrik ist durch verbotene Einfuhr in die Nachbarschaft auf immer zerstört, und als im Baselschen wegen verunglückter Seide die Bandfabriken eine Zeitlang nicht mehr arbeiteten, kamen die Familien der Gegend haufenweis in die Stadt, um nicht eines schmälgigen Hungers zu sterben. Wenn daher die Gewerbsklasse der Arbeitenden nicht Menschen genug übrig läßt, um sie mit ihrem Ueberflusse im Nothfalle ernähren zu können, so ist der Schade fürs Land gewiß und irgend zu einer Zeit einmal schrecklich. Da die Mode sich immer abändert, und jede Nation, (und zwar wie die Engländer, mit grossen Fortschritten in Hinsicht der schweizerischen Musseline) darauf denkt, für das Innere und Benachbarte seines Landes hinreichend zu arbeiten, so ist der allmähliche Verfall aller Fabriken immer gewiß. Und ist es nicht abgeschmackt und lächerlich, sich auf Gottes Vorsehung verlassen zu wollen, daß diese

diese ohne Zweifel fleißigen Arbeitsleuten Brod geben werde. Aber im Lande? Sind nicht schon Millionen aus einem Lande ins andere gewandert! Und da Gottes Hauptvor-
 sehung ganz eigentlich darin besteht, daß alles ein Ende nimmt, und daß auch die nütz-
 lichsten Anstalten zerfallen müssen, um noch nützlicheren für die Zukunft Platz zu machen,
 wieviel Fabriken von weit grösserer Wichtig-
 keit und weit grösserem Ertrage sind nicht schon zu Grunde gegangen? Man denke nur an die eingegangenen Bergwerke, an die ver-
 fallenen Stædte. Die Schweiz hat selbst schre-
 ckende Beyspiele davon in der Næhe, die
 kœstlichen Asphaltgruben in Neuenburg etc.
 und manchen verlassenem Ort. Auswande-
 rungen werden mit der Zeit alle die Kantone
 entvœlkern, die sich dem Fabrikwesen so
 ganz überlassen, wenig mehr für ihre Speicher
 zu arbeiten. In jedem Fruchtlande ist der
 Wohlstand, wenn er erst da ist, auch allge-
 mein; in den Fabrikländern giebt's bey den
 reichsten Flecken die elendesten Erdstriche.
 Bern, das gegen Zürich und Basel wenig Fa-
 briken besitzt, erfreuet sich einer weit frohe-
 ren Kultur, während diese beyden Stædte
 mehr.

mehrmals an Hungersnoth gelitten haben, und der Wohlstand, der in Fabrikländern plötzliche Unfälle wieder gut macht, scheint mehr im Aeufseren als Inneren sich zu befinden. Ich halte es daher eher für ein Unglück als für ein Glück der Schweiz, daß die Fabrikarbeiten sich auf dem platten Lande vertheilt haben, weil sie da theils die Feldarbeiten beschränken, theils Luxus und neue Bedürfnisse unter eine Volksklasse bringen, der sie äusserst gefährlich seyn müssen. Der Landmann vernachlässigt, durch nahe Beyspiele ermuntert, den langsameren Gewinnst des Feldbaues, um des schnelleren allein höchst unsicheren der Fabrikarbeit willen.

Der Hauptnachtheil des zu starken Fabrikwesens liegt aber in der Vermehrung des Luxus, welcher sie durch alle Volksklassen verbreitet, und sie dann um so elender macht, wenn die Quellen seiner Befriedigungen durch verminderten Waarenabsatz erst einmal stocken. Die sitzende Lebensart fodert eine feinere Nahrung und erzeugt in der Stille des Nachdenkens Lüfternheit nach Genüssen, die der Fabrikarbeiter oft mit grossen Aufopferungen

rungen befriedigen muß. Kaffee und das zarteste und theuerste Fleisch machen am Ende seine tägliche Nahrung aus; eine Verderbnis und Leckerheit, welche sich aus allen Fabrikantonen, mit der grössten Allgemeinheit, bis auf die Aelpler ausgedehnt hat. Ueberdem macht das Sitzen an sich selbst wollüstig und weichlich; man zerstreuet sich nachher durch üppigere Vergnügen; die Unterhaltung der zusammenarbeitenden Gesellschaft reizen oft die Begierden, die leichte Fabrikarbeit macht gegen alle schwereren abgeneigt, Ueppigkeit und Liederlichkeit greift alle Stände an. In allen Fabrikcertern nährt sich daher auch Unzucht, und die Anzahl der unehlichen Geburten nimmt mit jedem Jahre zu.

Aehnliche Wirkungen des Fabrikwesens, wie die besonders in Zürich am auffallendsten herrschenden, bemerkt man in Appenzell Auffer-Roden seit der Einführung der Musselinweberey. Man sieht in diesem glücklichen Erdstriche zwar die Bevoelkerung mit zunehmender Wohlhabenheit wachsen, die Dörfer und Städte grösser und netter werden,

den, aber alles Elend des Luxus hat auch schon sich hier einzunisten angefangen. Die Sitten verderben zusehend; trotz ihres vermehrten Verdienstes verarmen die Familien im Grunde, weil sie ihren ganzen Erwerb aufzehren müssen, die Stärke, Gesundheit und Volksglückseligkeit nehmen ab, und die Fabriken zerfallen wieder durch sich selbst, indem sie den Preis der Lebensmittel, folglich den Arbeitslohn erhöhen, und sich gegen neue in wohlfeilern Erdstrichen daher am Ende nicht halten können.

Auch durch ganz Basel bemerkt man die nachtheiligen Folgen des Manufakturwesens. Da die Bandfabriken der grösste Theil der Bauern beschæftigt, so hat das Land nicht Arbeiter genug, wenn die Erndte heran naht. Es kommen daher grofse Haufen von Menschen zu diesem Endzwecke aus dem Schwarzwalde herab, selbst zum Theil aus Bern und Solothurn. Fast auf allen Gütern, welche Stadtläuten gehören trifft man Ausländer an.

Von dem daraus entstehenden Luxus, von dem Wetteifer in allen Gattungen des Aufwandes und einer unmäßigen Verschwendung, will ich nicht einmal etwas weiter erwähnen. Equipagen, neue Häuser und Meublen, Konzerte, Gastmähler, Bälle, eine Schaar von Bedienten sind in allen Fabrikstädten nur eigen und verbreiten sich auch mehr oder weniger an das naheliegende platte Land. Die Familien verarmen davon wieder, die Ehen vermindern sich, man verfällt auf Arten, seinen Begierden nachzugehen, welche die ganze Generation verderben und allgemach das Land mit dem Gepräge des Krüppelhaften bezeichnen.

Alle diese mannichfaltigen Erfahrungen beweisen die Vortheile eines guten Gleichgewichts zwischen dem Gewinnst des Ackerbaues und der Fabriken. Wenn ein Extrem seyn soll, so wünscht eine gute Politik doch das erstere, den bloßen Landbau allgemein im Lande verbreitet, der mit der Erhaltung einer guten Menschenrace, mit Frohsinn und Zufriedenheit, mit einer sparsamern aber längeren und sicherern Genuße des Lebens aller
vorüber

vorübergehenden der schnellen Bereicherung
tausendfältig ersetzt.

Die Schweiz scheint im Ganzen grösser
durch ihr Fabrikwesen zu seyn, als durch das,
was man eigentlich Handel nennt. Es giebt
zwar, in vielen Stædten Häuser, die gleichsam
eine Niederlage von Waaren für viele andere
Orte sind; doch ist es bey weitem nicht das,
was der erste Anblick erwarten läßt. Der
eigentliche Handel findet noch, bey der Un-
brauchbarkeit der grössten Flüsse an manchen
Orten, in der verhinderten Kommunikation
unüberwindliche Schwierigkeiten.

Manche Kantone, wie Bern, unterdrü-
cken und erschweren auch ihren angesehen-
sten Mitbürgern noch absichtlich die Hand-
lung. Dies hat bey diesem Staate in der ganz
militärischen Verfassung und der Aristokratie
desselben seinen Grund. Man schätzt deswe-
gen die verkehrenden Bürger geringe, und
man kennt selbst einige Beyspiele, daß mit
grossen im Auslande erworbenen Schätzen
zurückkehrende Einwohner nichts weniger
als eine günstige Aufnahme daselbst fanden,

und ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch von allen öffentlichen Bedienungen ausgeschlossen blieben. Gleichheit der Vermögensumstände beugt allen inneren Zerrüttungen einer regierenden Volksklasse am sichersten vor.

Sehr lobenswürdig sind indess die Aufmunterungen, welche der ausländische Kolonist besonders in kleinen Städten zur Vermehrung des Handels erhält. Die Fremden von Neuchatel und an mehreren Orten haben jedes Vorrecht des Handels, ohne Unterschied von den Eingebornen.

Ein den Wissenschaften und der Erziehung günstiger Umstand, welcher allen Staaten eigen ist, die ein vorzüglicher Patriotismus, Betriebsamkeit und ein gewisser Grad von Wohlstand bezeichnen, sind endlich die gemeinnützigen Anstalten zum Wohle des einzelnen Bürgers oder seiner Familie. Und hiervon hat die Schweiz beträchtliche Beispiele, wovon ich nur hier einige der vornehmsten anführen will. Die Waisenhäuser haben hier das Eigene, daß sie nicht die ärmsten Bür-

Bürgerkinder; sondern meistens aus guten bürgerlichen Familien Zöglinge annehmen, die sich für die Beschäftigungen der unteren Volksklassen, wozu man die deutschen Waisen meistentheils erzieht, viel zu gut dünken. Schon dies bürgt für die Auszeichnung derselben durch innere Einrichtung, die den aufgenommen öfters zu viel als zu wenig Bequemlichkeit gestattet.

In Schafhausen ist unter Herrn Ietzlars Aufsicht ein Waisenhaus, das in Rücksicht der Anordnung seines Gleichen sucht. Zürich besonders zeichnet sich durch solche Erziehungsanstalten aus. Die Schule für Landärzte, die Kadettenschule, und besonders die nie genug zu lobende Tichterschule sind in dieser Art Beyspiele.

Das neue Weisenhaus in Bern hat noch vor dem Zürichschen und Schafhausischen beträchtliche Vorzüge. Die Nahrung und Art, die Waisen zu halten, sind so gut als in deutschen bemittelten Bürgerhäusern. So hat auch das Zuchthaus in Bern seit einigen Jahren ansehnliche Verbesserungen erhalten.

Das *politische Institut* oder die Erziehungsanstalt für die jungen Patrizier in Bern ist eine der wohlthätigsten Stiftungen. Es wurde am 13ten November 1787 zum erstenmale eröffnet. Die Kenntnisse, welche man den Zöglinge beybringen will, sind nach Maassgabe ihrer Fähigkeiten auf das genaueste klassifizirt die vorbereitenden sind Religion, Sprachkunde, Universalgeschichte, Statistik, theoretische und Moralphilosophie, und werden in zwey Winterhalbejahren wöchentlich in sechszehn Stunden gelehrt. Die politischen sind vaterländische Geschichte, das allgemeine bürgerliche Recht, Politik, Polizey- und Kammeralwissenschaft, nebst der gerichtlichen Praxis, welche wöchentlich in eilf Stunden vorgetragen werden.

Wenig so kleine Länder haben auch eine solche Menge von Gesellschaften zur Beförderung des vaterländischen Flors. Jeder der verschiedenen Kantone hat etwas eigenes darin. Ausser der schon oben erwähnten eydgenössischen Gesellschaft zu Olten, giebt es noch sehr viele physikalische und sittliche Sozietäten.

Die ökonomische Gesellschaft zu Zürich hat sich unter allen fast am vorzüglichsten mit der Aufnahme und Vermehrung gewisser Landeserzeugnisse beschäftigt; nicht allein theoretisch die mögliche Verbesserung der Kultur, sondern um den Fehlern desto besser zu helfen, auch ihren wirklichen Zustand sorgfältig untersucht. Sie hat selbst auf einzelne Gemeinden ein wachames Auge und unterstützt sie in ihren Unternehmungen. Mehrere Arten neuer Früchte sind durch sie erst in Aufnahme gekommen, und die väterlichen Ermahnungen und Warnungen, die sie selbst an einzelnen Wirthen nicht spart, sind manchem Verderbnisse entgegengekommen.

Register

zum ersten Theile des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

<i>Von dem Allgemeinen der Schweiz.</i>	S. 3
Allgemeiner Eindruck der Länder	3
Erster Empfang des Reisenden in der Schweiz	4
Verstärkung dieses ersten Eindruckes	5
Unterschied der Schweiz und anderer Länder, schon an der Grenze bemerkbar	7
Unsere Bekanntschaft mit dem Lande, und besonders mit seinen Bewohnern	9
Nutzen der Kenntniß des erstern	11
Grund des schweizerischen Karakters	12

Zweytes Kapitel.

<i>Lage, natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung, Boden, Produkte der Eidgenossenschaft.</i>	
Natürliche Lage	13
Gröesse und Grenzen	14
Höhe des ganzen Landes	15
Erhabenheit der Schweizergebirge	16
Die Menge der Flüsse ein Beweis dafür	17
Klima und Witterung	19
Berg-	

Bergluft und ihr Einfluss	S. 20
Beschaffenheit der Jahreszeiten im Gebirge	22
Beschaffenheit derselben in den Thälern	24
Wechsel und Verschiedenheit der Witterung	25
Mahlerische Szenen derselben	28
Von der Witterung abhängende Verschiedenheit in der Fruchtbarkeit einzelner Kantone	30
Allgemeine Natur des Bodens	31
Anbau, Getraide, Flachs und Hanf	33
Wein	34
Baumfrüchte	36
Gras und Weide	37
Kräuter und Pflanzen	38
Waldungen	39
Torf	40
Thierische Schöpfung. Gemsen	41
Steinböcke, Bäre, Wölfe	44
Raubvögel	45
Rindvieh	47
Mineralien. Krytall	47
Metalle	50
Mineralische Wasser	52
Brunnen zu St. Moritz.	52
Bad zu Baden	53
Zu Leuk	53
Zu Brieg, Pfeffers etc.	56
Einfluss der natürlichen Schätze auf die Kultur der Bewohner, Bedürfnislosigkeit der Aelpler	57
Vermehrter Luxus der Thäler.	59

Drittes Kapitel.

Aeusseres der Schweiz.

Vorurtheil gegen sein Schauerlicherhabenes	S. 61
Genuss des Schweizers	62
Gestalt des Bodens	62
Die Gletscher	63
Innere Struktur des Landes und der Einfluss derselben auf seine Form	67
Hauptgegenstände der letzteren	67
Eingang in den oberen Theil	68
Das Waatland	70
Der Genfersee	71
Erster Eindruck desselben	72
Natur seiner Schœnheit	73
Kultur des Landes um ihn her	74
Allgemeine Ansicht des Waatlandes in seiner Nachbarschaft	75
Genf	76
Vevay	77
Der Gegend vom Kirchhofe	77
Fahrt auf dem Genfersee selbst	78
Mellerie	80
Gegend bey Vevay	81
Clarens	82
Der Bielersee. Die Petersinsel	83
Der Zürichersee	84
Die Ausichten der anderen Schweizerseen	84
Pracht der Strœme und Wasserfælle	85
Der Rheinfall bey Schafhausen	86
Vom Züricher Ufer betrachtet	87
Hœhe des Falles	88
Der Staubbach bey Lautterbrunn	89
Der	Der

Der Reichenbach bey Meyeringen	S. 91
Die Pissevache bey St. Maurice	93
Allgemeine Bemerkung	94

Viertes Kapitel.

Von den Schweizergebirgen überhaupt und den Alpen insbesondere.

195

Einfluß der Gebirge auf die Gestalt und Natur eines Landes	96
Absonderung der Einwohner dadurch	96
Fruchtbarmachung des Bodens	96
Der Jura	97
Höhe	98
Theile	98
Trockenheit derselben	100
Die Alpen	100
Eintheilung	101
Verbreitung	102
Benennung	103
Die Tyrenæen, ein Theil von ihnen	104
Ihr Zusammenhang unter einander	104
Höhe	106
Berechnung und Messung derselben	106
Aussicht von ihnen herab	107
Ihre Entstehung und Natur	109
Grundgebirge	110
Bedeckung mit Schnee und Eis	112
Eintheilung ihrer Lage	113
<i>Vorderalpen</i>	113
Einschnitte dazwischen	116
<i>Mittelalpen</i>	117
Schœnheiten	117
	Derfel-

Derselben. Gestalt	S. 118
der Ströme; und	120
ihr Eindruck.	120
Struktur der Mittelalpen.	121
Ihre Wirkung auf die Winde.	123
Ihre Fruchtbarkeit. Schweizerwirthschaft.	123
Verfeinerung der Sinne und des In-	
stinktes.	126
Wanderungen der Heerden. Wohnung	
des Aelplers.	127
Das Haus im Thale.	127
Mahlerische Gestalt desselben.	128
Alphaus.	129
Hütte im Vorberge	129
Sonnenhütten	130
Allgemeine Benutzung des Bodens	131
Heerden. Anstalten	132
ihrer Sicherheit.	132
Natur des Schweizerviehes	133
Von der schönen Pflanzenschöpfung	
abhängende Reinheit der Luft.	135
Vegetation der Mittelalpen überhaupt.	136
Verstärkung jener durch die Erhöhung	
von diesen	136
Vegetabilische Produkte ihrer milderen	
Reiche.	137
Holzarten	139
Gesundbrunnen. Mineralien. Metalle	139
herrschender Geist. Bewohner	140
Beschäftigungen. Jagd	140
Krankheiten.	141
die Albimos in Chamouni	142
die hohen Alpen	143
Höhe, Umfang, Aussicht derselben	143
Anblick	144
Gletscher	145
	Lau-

Lauinen. Eintheilung der Schneefel-	S. 147
der	
Schneebänke	147
Eiswände	149
Ursprung und allmähliche Bildung der-	
selben	149
Gletschergebläse	150
Gefahr bey den Reisen	151
Anblick eines Schneefeldes	151
Ausbreitung der Eismassen. Farben-	
schönheit	152
Zunahme des Eises überhaupt	154
Steindämme von den Gletschern	157
Felsmassen	157
Ursach dieser Erscheinung	158
Bewegung der Eismeere	158
Wirkungen derselben	159
Auszeichnendes derselben	160
Zusammenhang der Gletscher mit den	
Schneebänken	161
Verschiedene Arten der Lauinen	162
Sicherheitsregeln dagegen.	164
Zerspringen von Eisstücken	166
Fluglauinen	166
Nutzen der Anhäufung des Schnees	167
Entstehung der Quellen	168
Gletscherwasser. Ein. Ursprung der	
Flüsse	169
zweyter Ursprung der Flüsse	170
Hindernisse der Ueberschwemmungen	171
Hindernisse der Zunahme der Gletscher	172
Innerer Erdbrand und Erdbeben	172
Wirkung der Gletscher auf die Luft	174
Erhabenheit ihres Aeufsern	176
Oede derselben	177

Fünftes Kapitel.

Der Montblanc.

Gröſſe deſſelben	S. 178
<i>Bourvits</i> vergeblicher Verſuch ihn zu	
beſteigen	179
Reiſe deſſelben	181
zweiter Verſuch	183
Paccard und Balmat beſteigen ihn zum	
erſtenmal Reiſe des Herrn von Sauſ-	
ſüre	185
Zurückkunft deſſelben	189
Gipfel des Montblanc	189
Allgemeine Bemerkung	190

Sechſtes Kapitel.

Höhlen, Seen, und Flüſſe der Schweiz

Höhlen	191
Pracht ihres Innern	192
das Mondloch	193
das Wildkirchlein	193
das Zigerloch	195
die Beatenhöhle	195
Kryſtalliücher	197
Kryſtall	199
der groſſe Kamor	200
der Sandbalm	201
allgemeine Bemerkung hierüber	202
Gewäſſer der Schweiz	202
ihr individueller Nutzen	203
größere Seen	204

der

der Genfersee	S. 205
seine Gröſſe	205
Tiefe	206
Lage	207
Entstehung	207
Verbindung mit der Rhone	208
Strömungen im See	209
Höhe	211
Ebbe und Fluth	211
zufälliges Anwachsen	212
Windstöße	212
Temperatur	213
Reichthum an Fischen	213
der Züricher See	214
sein äußeres	215
Reichthum an Fischen	215
der Bodensee	216
kleinere Seen und allgemeiner Nutzen	
derselben Flüſſe	218
der Rhein	219
sein Lauf von Reichenau bis Rheineck	221
bis Konstanz	222
übriger Lauf	222
Wildheit derselben. Cailloux du Rhin-	
Fische	225
die Rhone	226
Ausfluß derselben aus dem Genfersee	228
die Reuß	229
Verbindung derselben mit den Vier-	
waldstätter See	231
die Aar	231
die Limmat	234
der Inn	235
der Tessin	236
kleinere Flüſſe	238

R e g i s t e r

zum zweyten Theile des ersten Bandes.

Siebentes Kapitel.

<i>Natürlicher Karakter der Schweizer.</i>	S. 245
Vorurtheile der Reisenden über den	
Karakter eines fremden Volkes	245
Grund davon im Nationalgeschmack	246
in der wenigern Besuchung der klei-	
nern Kantone	248
das Auszeichnende des schweizerischen	
Körperbaues	249
— in den Gebirgsgegenden und Thä-	
lern	250
— in den Bewohnern von Wallis	251
— — — des Haslithales	251
eingebildeter Ursprung der letztern	251
Eildung der Bewohner des Waatlandes	252
— — — der Genfer	253
Nationalphysiognomie	254
Nationalgeist	255
Quelle aller Volksgefundheit	256
fröhliche Offenheit der Mædchen	257
Grund derselben	258
Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln und	
Vergnügungen	259
ist eine Tugend der Nothwendigkeit	260
Bau des Landes auf die Einwohner	
wirksam	261
	auf

auf die Regsamkeit des Geistes	S. 261
Naivität der Appenzeller	262
Scharfsinn der Bewohner des Val de Travers	262
die Schweiz begünstigt die Extreme	263
Tapferkeit der Schweizer, ein Produkt des Landes	264
Vaterlandsliebe der allgemeinste Hauptzug im Karakter der Schweizer	265
Lebensweise der Aelpler der ersten Bestimmung des Menschen gemäfs	266
Denkmähler der Thaten der Vorfahren	268
Vergnügungen etc. stehen in Bezug auf Freyheit	269
Vaterlandsliebe eine Folge der Regierungsform	271
ist zuweilen für die innere Ruhe der Staaten gefährlich	272
Anhänglichkeit des Volks an Symbole	273
Patriotische Gesellschaft zu Olten	274
Eigenthümlichkeiten im Karakter	276
Einfluss des Handels und Gewerbsfleisses auf die Sittlichkeit	278
Bürgerstolz unterschieden von Nationalpatriotismus	280
besonders in Bern bemerkbar	281

Achstes Kapitel.

Anlage zu den Wissenschaften und Künsten.

Nationalgelehrsamkeit	283
Einfluss der Konstitution der Kantone auf selbige	284

Vorzüge der Zürcher	S. 285
Anhänglichkeit der Schweiz am Alten	285
Größere Aufklärung in den Handelsstädten in Genf	286
Kultur der niedern Stände	288
Gelunder Menschenverstand gedeihet vorzüglich in der Schweiz	289
Fremde Kriegesdienste ein Theil der guten Erziehung des Adels in Bern	290
Vorrechte desselben	291
Gelehrsamkeit fällt dem Mittelstande zu	292
Erziehungsanstalten	292 und 93
Gelehrte, die die Schweiz hervorgebracht	294
Universitäten	295
Verfall der Universität zu Basel	296
Ursachen derselben	297
Kenntniß der Staatsverfassung	299
Liebe zur deutschen Litteratur	300
Sprache ein Maassstab der Kultur	301
Verderbniß der deutschen Sprache	301
Patois der abendländischen Schweiz	302
Eigentliche Schweizersprache	303
Energie derselben	303
Schöne Künste	304
Erfindung des General Pfyffers	305
Nachahmung des Herrn Exchaquet	306
Malerey wird befördert	306
Glasmalerey	307
Kupferstecherkunst	307
Medailleurs	308
Bildhauerey	309
Denkmahl zu Hindelbank	309
Musik	311
Baukunst	312
Gartenkunst	312

Warum

Warum die Schweiz andern Ländern
in Werken des Geschmacks nach-
steht S. 313

Neuntes Kapitel.

I. I. R o u s s e a u. 314

Ungemeßene Bewunderung	314
seinem öffentlichen Karakter	317
Seine Bekenntnisse	317
Folgen seiner ersten Erziehung	322
Seine angebohrenen Talente	324
Urlachen seiner Schwermuth	326
Sein Aufenthalt auf der St. Petersinsel	328
Seine häuslichen Verhältnisse	332
Eingebildete Komplotte gegen ihn	336
Seine wirklichen Verfolgungen	337
Seine natürlichen Anlagen	338
Sein Hang zum weiblichen Geschlechte	338
Seine Selbstsucht	340
Behandlung seiner Kinder	341
Nutzen, den er gestiftet	343
Sein Verdienst dabey	344
Seine Empfindlichkeit eine Folge seiner Erziehung	347
Seine Schwärmereyen	349
Wie seine Iulie entstand	350
Sein Umgang mit der Gräfin von H.	357
Sein Aufenthalt bey dem Marſchall von Luxenburg	361

Folgen seiner Ersucht	S. 362
Resultat der Untersuchung	363

Zehntes Kapitel.

<i>Wohlstand des Landes.</i>	365
Volksmenge	365
Ursachen der Bevölkering	366
in den Handelsstädten	367
Fabrikwesen, eine Ursach der Unfruchtbarkeit der Ehen	368
Wohlhabenheit im Aargau und Emmethale	369
Gleichheit in Bern	370
Die Natur des Landes begünstigt die Fabriken	371
Industrie, ein hervorragender Zug im Charakter der Schweizer	372
Oekonomie	373
Obstertrag	374
Nußwasser	375
Kirschwasser	376
Enzian	377
Wein	377
Küchengewächse	378
Wiesenbau	380
Gemeinweiden	382
Bereitung der Käse	384
Ziegerkäse	386
Schabziger	387
Saankäse	387

Griertskäse	S. 387
Emmethalerkäse	388
Urserenkäse	388
Käse von Gex	388
Münsterthalenkäse	389
Abſatz der Käse	389
Sonderbarer Gebrauch derſelben	389
Ein Hauptnahrungsmittel der Aelpler	390
Andere Arten des Erwerbs	391
Gemſenjagd	391
Murmelthierjagd	398
Kryſtallſuchen	398
Kennzeichen, nach denen man dabey verfährt	399
In wiefern Religion und Staatsverfaſ- ſung auf Betriebſamkeit Einfluß haben	400
Wird beſonders durch die italieniſchen Landvogteyen beſtätigt	401
Beweis davon	402
System des Fabrikackerbaues	402
Worin die individuelle Glückſeligkeit eines Volks beſteht	403
Seine Macht	403
Sein Vermögen	404
Flachs, ein Hauptprodukt der Schweiz	405
Andere Fabriken	405
Urmacherkunſt	406
Fabriken in Zofingen	407
Wichtigkeit des Fabrikweſens in der Schweiz	408
Auf die Volksmenge	408
Auf die Kultur einer Provinz	409
Nachtheile des Fabrikweſens	410
wegen Verminderung des Ackerbaues	411
Vermehrung des Luxus	413
Der Folgen einer ſitzenden Lebensart	414

Druckfehler und Verbesserungen.

- S. 5. Z. 14. Gletschern st. Gletschein.
— 15. — 14. Band hoher, st. Land jünger.
— 31. — 10. Weiden, st. Winter.
— 49. — 3. v. u. lepontinischen, st. lehonti-
nischen.
— — — 2. rhätischen, st. chätischen.
— 105. — 16. Chablais, st. Chabrais.
— — — 2. v. u. Laniser, st. Lanifer.
— 145. — 7. Massen, st. Wasser.
— 177. — 17. Weltentrümmer, st. Welten-
krümme.
-

Die in diesem ersten Bande befindlichen Kupfer und Vignetten stellen vor:

Das Portrait des Herrn Verfassers, in 8v.

Auf dem Titel des ersten Theiles:

Die Gegend von Genf mit einem Theile des Genfersees.

Am Ende desselben;

Ein Eisfeld in Wallis.

Auf dem Titel des zweyten Theiles:

Wilhelm Tell reicht der Schweiz, (die auf einem krySTALLenen Thron sitzt, und einem Fruchthorn in Arme hält,) den vom Kopf seines Sohnes herabgeschossenen Apfel. An den Seiten die Symbole des Schweizercharakters, ihrer Sitten, Lebensweise und Betriebsamkeit.

in diesem ersten Bande befindlichen Ka-
pitel und Vignetten stellen vor:

Das Portrait des Herrn Verfassers, in 8v.

Auf dem Titel des ersten Theiles:
Die Gegend von Gené mit einem Theile

des Genéveses.
Am Ende desselben:
Karte des Genéveses in Weiss.

Auf dem Titel des zweiten Theiles:
Wohlthun. Teil reicht der Schweiz, (das auf
einem kristallinen Thron sitzt, und
einem Frischling in Arme halt,) den
vom Kopf seines Sohnes herabhängend
seinen Apfel. An den Seiten die Sym-
bole des Schweizerkarakters, ihrer Sit-
ten, Lebensweise und Betriebsamkeit.

Grosse, Carl, 1768-1847

Die Schweiz

Bd.: 1,2

Halle (1791)

Helv. 352-1,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620317-6

VD18 8008298X-001